

Tages Woche

Freitag 19.9.2014 4. Jahrgang

www.tageswoche.ch

Nr. Gerbergasse 30

38 4001 Basel
T 061 561 61 61

5.-



NEBEN

Der Krampf der beiden Basel

Seite
6

GEGEN MIT

FEINANDER

ANZEIGE



15. 6. – 28. 9. 2014

CHARLES RAY
SKULPTUREN 1997–2014

kunstmuseum basel & museum für gegenwartskunst

Eine Zusammenarbeit
mit dem Art Institute of Chicago

 NOVARTIS

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

**Keine
halben
Sachen!**

ein Basel

Beat Jans,
Nationalrat,
Basel

**Kantonsfusion
prüfen:
Ja**

INHALT

Literatur

FOTO: STEFAN BOHRER



Krimikulisse Basel: Immer mehr Autoren erzählen Geschichten von Mord und Totschlag am Rheinknie. Was macht Lokalkrimis so erfolgreich und was taugen sie?

Seite 38

Baselland

FOTO: MARLEN KELLER



Regierungsrat Lauber packt an und will seinen Kanton umkrempeln.

Seite 20

Thomas Meyer

FOTO: FLORIAN KALOTAY



Der Erfolgsautor über seinen neuen Roman, Ironie und dumme Werber.

Seite 16

FC Basel

**Talent Xhaka:
Wie aus einem
Lausbuben ein
Leistungsträger
wurde.**

Seite 32

Markus Ramseier S. 4
Bestattungen S. 18
Kulturflash S. 43
Kultwerk S. 44
Zeitmaschine S. 44
Wochenendlich S. 45
Sie, er, es S. 46
Impressum S. 46

ANZEIGE

STIFUNG BASLER
WIRRGARTEN

Tätig sein für
Menschen mit Demenz
und ihre Angehörigen

Wir suchen Freiwillige

www.wirrgarten.ch



Remo Leupin
Leiter Print

Der Basler Partnerschaftskampf

Manchmal braucht es den nüchternen Aussenblick, um klarer zu sehen. Die Fusionsdebatte in den beiden Basel erinnere ihn an die EU-Schweiz-Diskussion im Kleinformat, sagt der **Zürcher Politologe Michael Hermann**: «Kleinheit gegen Grösse, Eigenständigkeit versus Identitätsverlust, Souveränität versus Einfluss aufs Ganze. Das Baselbiet spielt die Rolle der kleinen Schweiz gegen die grosse EU.»

Das ist starker Tobak, aber vielleicht eine Erklärung dafür, warum das Pro-Lager in beiden Kantonen rasch so saft- und kraftlos wirkte: Heizt sich die Stimmung einmal so sehr auf und ersetzt Folklore die seriöse Debatte, dann haben rationale Argumente einen schweren Stand.

Geschickt wird die Initiative für eine Fusionsprüfung von den Gegnern als politisches Eliteprojekt dargestellt, das mit dem Lebensalltag nichts zu tun hat. Dabei geht jedoch unter, dass die vielbeschworene Partnerschaftsstrategie der beiden Basel längst an ihre Grenzen gestossen ist: Statt zu Lösungen kommt es vermehrt zu Doppelspurigkeiten, statt zu Einigkeit kommt es zu Krämpfen, **wie die Spitalplanung oder die Verkehrs- und Unifinanzierung zeigen.**

Es geht in dieser Abstimmung – das ist im zuweilen hysterischen Kesseltreiben der letzten Wochen völlig untergegangen – ja noch nicht um einen Entscheid darüber, ob die beiden Kantone dereinst wieder eins werden sollen. Es geht um die Chance, Antworten auf Fragen zu erhalten, über die wir derzeit nur mutmassen können: Welche Folgen hätte ein Zusammengehen der Halbkantone? Wäre eine gemeinsame Verwaltung effizienter? Würde die Wirtschaft profitieren? Welches Gewicht hätte ein Kanton Basel in Bern?

Antworten auf diese Fragen könnten wichtige Impulse für die Entwicklung der Region bringen. Und sie könnten die Gemüter abkühlen helfen, die sich in diesen Tagen unnötig erhitzt haben.

tageswoche.ch/+7lip3

×

Markus Ramseier

von Dominique Spirgi

Der Schriftsteller und Flurnamenforscher aus Pratteln erhält den Kulturpreis des Kantons Baselland – was ihn zugleich freut und ins Grübeln bringt.

Sätze wie diesen bekommt man oft zu hören, wenn Markus Ramseier über sich selber spricht: «Ich bin ein stiller Mensch, aber mein Herz ist voll.» Vor allem dieses «Aber», das sein ganzes Wesen zu beherrschen scheint. Der Schriftsteller und Flurnamenforscher steckt voller Gegensätze. Er bezeichnet sich selber als stillen Menschen, als «Schweigenden», im Gespräch offenbart er aber eine geradezu sprudelnde Beredsamkeit. Er sei scheu, aber bei seiner letzten Buchvernissage rappte er unter dem Jubel des Publikums die Inhaltsangabe seines neuen Romans.

Markus Ramseier erhält am Montag, 22. September, den mit 25 000 Franken dotierten Kulturpreis des Kantons Baselland. Und auch hier folgt gleich wieder eine Relativierung: «Es gibt so viele andere, die den Preis verdient hätten, ihn nun aber wegen mir nicht bekommen können.» Das stimmt sicher. Aber welcher Kulturpreisträger denkt schon an so etwas.

Flurnamenforscher und Schriftsteller

Ramseier erhält den Preis – ja, für was eigentlich denn nun wirklich? Für sein schriftstellerisches Werk? Er hat bislang vier Romane und mehrere Kurzgeschichten veröffentlicht. «Aber ich habe es lange Zeit nicht gewagt, mich Schriftsteller zu nennen.» Erhält er ihn für seine leitende Tätigkeit bei der Stiftung für Orts- und Flurnamenforschung? Ramseier arbeitet an der Fertigstellung des Gesamtinventars des Kantons Baselland – «wissenschaftliche Prosa, ein Lebenswerk und Fluch zugleich», wie er sagt.

Oder bekommt er den Preis für die Zeit, als er als Lektor für einen Schulbuchverlag arbeitete? Für die Jahre 2008 bis 2011, als Ramseier das Dichter- und Stadtmuseum in Liestal leitete? «Ich habe so ziemlich alles gemacht, was ein Phil-Einser tun kann», sagt der 59-Jährige. Aus der Medienmitteilung zur Kulturpreisverleihung ist herauszulesen, dass Markus Ramseier offensichtlich für die Gesamtheit seiner Tätigkeiten geehrt werden soll: «Mit Markus Ramseier wird eine überregional bekannte Persönlichkeit ausgezeichnet, die sich nicht nur durch eine langjährige herausragende künstlerische Arbeit ausweist, sondern auch durch exzellente wissenschaftliche Forschung», heisst es darin.

Online

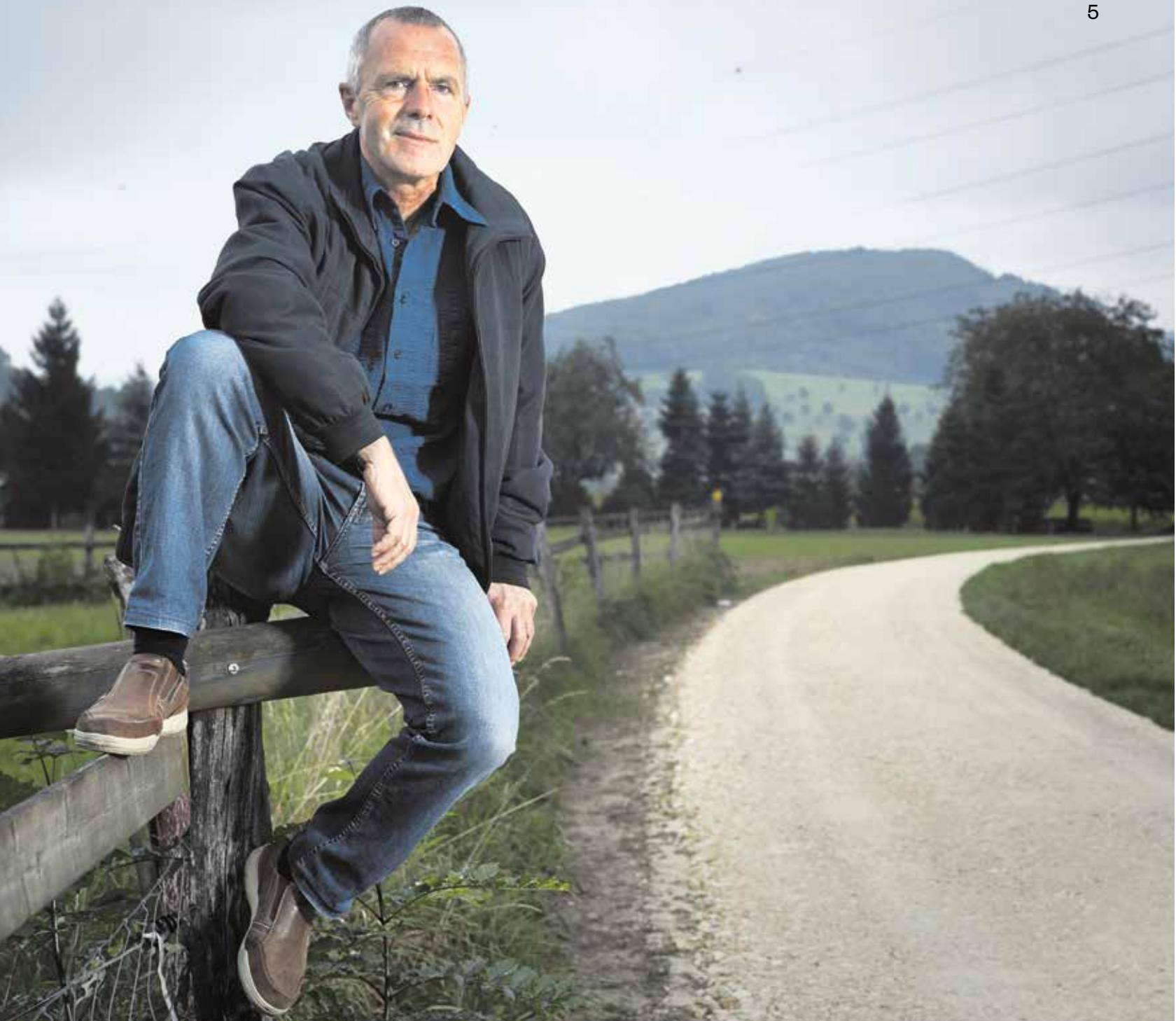


Basel auf dem Scheiterhaufen,
tageswoche.ch/
+sn26v

Weiterlesen, S. 6



Leben an der Demarkationslinie,
tageswoche.ch/
+djm99



«Ich habe so ziemlich alles gemacht, was ein Phil-Einser tun kann», sagt Markus Ramseier.

FOTO: BASILE BORNAND

Seine liebste Beschäftigung aber ist das Schreiben. «Ich habe Schriftsteller immer sehr bewundert», sagt er. Wolfgang Borchert zu Beispiel. «Als Progymnasiast habe ich versucht, ihm nachzueifern.» Er hat früh angefangen zu schreiben, hat an anonymen Wettbewerben teilgenommen und erhielt 2002 eine Einladung zum Ingeborg-Bachmann-Preis in Klagenfurt – ein umstrittener, aber renommierter Anlass.

Erfolg mit «Vogelheu»

2013 ist sein jüngster Roman «Vogelheu» erschienen. Darin beschreibt Ramseier die Beziehung einer 19-jährigen Frau zu ihrem knorrigen Grossvater. Es ist ein Buch, das vor allem durch seine präzise Sprache überzeugt, die von einer stillen, aber humorvollen Melancholie beherrscht wird.

Es ist Ramseiers bislang erfolgreichstes Werk. Vier Auflagen sind bereits erschienen, die fünfte wird bald folgen.

Zehn Jahre hat er an seinem 336-seitigen Roman gearbeitet. Nicht ausschliesslich natürlich, denn auch die Tatsache, dass er meistens mehrere Sachen zur gleichen Zeit am Laufen hat, gehört zu Ramseiers Wesensmerkmalen. So ist er während der Entstehungszeit dieses Romans nicht nur wechselnden Brotjobs nachgegangen («Ich musste eine Familie mit vier inzwischen erwachsenen Kindern durchbringen»), sondern er hat zudem zwei Bände mit Kurzgeschichten sowie Ortsmonografien mit den Flurnamen aller 86 Baselbieter Gemeinden herausgegeben.

Auch die Veröffentlichung von «Vogelheu» verlief nicht gradlinig. Ramseier habe

das Manuskript weggesperrt, bis er vom österreichischen Haymon-Verlag, der auf der Suche nach einem Schweizer Autor war, angesprochen wurde. Die Zusammenarbeit zahlte sich schliesslich aus.

Gegenwärtig arbeitet Ramseier an seinem fünften Roman, der einen Psychopathen und Hochstapler als zentrale Figur hat. Natürlich schätze er, dass seine Bücher gelesen werden, und der Erfolg gebe im auch das Selbstvertrauen, mit dem er nicht sonderlich reich ausgestattet sei.

Doch der Erfolg hat auch seine Schattenseiten. Zum Beispiel der Auftritt an den anstehenden Feierlichkeiten zur Kulturpreisverleihung im Theater Roxy in Birsfelden. «Ich muss erst noch lernen, mich in diesen Gefilden bewegen zu können.»

tageswoche.ch/+bgqr7

×

Kantonsfusion

DIE

DER

TRENNUNG



GRENZEN

A low-angle photograph of a building with a red-tiled roof and white walls. On the left, a utility pole with a large, curved metal pipe is visible. The sky is blue with some clouds. The word 'GRENZEN' is overlaid in large, white, serif capital letters across the center of the image.

FOTOS: HANS-JÖRG WALTER

Die Steinbühlallee gehört auf der einen Seite zum Halbkanton Basel-Stadt und auf der anderen zum Halbkanton Baselland. Mein Leben am absurdesten Ort dieser Kantonsteilung.

Leben an der Demarkationslinie

von Florian Raz

Wer aus der Basler Innenstadt kommt und mich besuchen will, passiert zuerst ein Ortschaftschild. «Allschwil» steht da schwarz auf dreckgrauem Grund. Unmissverständliches Zeichen des Gemeinde- und Kantonswechsels. Pardon – des Halbkantonswechsels.

Gleich nach dem Schild geht es scharf links. Und jetzt wird es etwas verwirrt: Hier ist nämlich noch gar nicht das Baselbiet. Die linke Seite der Steinbühlallee gehört zu Basel und bloss das rechte Trottoir ist auf Allschwiler Boden.

Die Strasse gehört zur Stadt, weswegen es hier auch eine Blaue Parkzone hat. In dieser dürfen die Bewohner der Postleitzahl 4054 (Basel) mit Anwohnerkarten unbeschränkt parken. Für die Anwohner mit der Postleitzahl 4123 (Allschwil) gilt das nicht. Obwohl sie an derselben Strasse wohnen.

Früher waren hier, auf dem Gebiet zwischen Allschwil und Basel, Wiesen und Felder. Dann wucherten die Bauzonen auf beiden Gemeindeböden aufeinander zu. Unaufhaltsam, bis die Gebäude so aneinandergewachsen waren, dass kein Ortsunkundiger auf die Idee käme, hier sei eine Grenze. Ist sie aber.

Der unerreichbare Kindergarten

Schau ich bei uns im ersten Stock aus dem Fenster, dann blicke ich direkt auf einen Kindergarten. Knapp 150 Meter von mir entfernt, ist er doch für meine Tochter unerreichbar. Denn er steht auf der falschen Strassenseite.

Als ich auf der Allschwiler Gemeinde anrufe, ob ich mein Kind denn am Sandweg in den Kindergarten schicken könne, obwohl ich einer von denen dort drüben bin, da lacht die Frau am anderen Telefon. «Neeeeein», bremst sie mich, «wenn man in Basel-Stadt lebt, dann sollte das Kind auch dort in die Schule.»

Natürlich könne ich eine Sonderbewilligung beantragen. Dann müsse aber der

Kanton Basel-Stadt einwilligen, die Schulgelder von rund 12 000 Franken im Jahr zu übernehmen. Tut er natürlich nicht. «Keine Chance», bescheidet mir die Frau des Erziehungsdepartements Basel nett – aber bestimmt.

Nun ist nicht nur der für uns am nächsten gelegene Kindergarten in Allschwil. Auch die am einfachsten zu erreichende Primarschule steht auf Landgebiet. 500 Meter sind es bis zum Bettenacker. Um zum Gotthelfschulhaus zu kommen, wird unsere Tochter dagegen dereinst einen Kilometer weit gehen und den stark befahrenen Morgartenring überqueren. Nein, ein wirkliches Problem ist das nicht – aber so richtig einsichtig halt auch nicht.

Die Steinbühlallee auf Stadtgebiet ist 30er-Zone. Der knapp halb so breite Baselbieter Sandweg darf mit 50 befahren werden.

Bevor unsere Tochter so weit ist, dass sie in den Kindergarten oder die Schule kommt, würden wir sie gerne in eine Krippe schicken. Kein Problem eigentlich in unserer Umgebung – alleine an der Steinbühlallee hat es zwei Tagesstätten. Bloss liegen die auf der anderen Strassenseite.

Dumm gelaufen. Als Grenzgänger verliert ein Kind nämlich jedes Anrecht auf einen subventionierten Krippenplatz. Heisst: von vier Krippen in unserem Quartier fallen drei weg, weil sie im von uns aus gesehen falschen Halbkanton liegen.

Natürlich, das Leben an der Demarkationslinie hat nicht nur Nachteile. Verpasse ich in Basel die Papierabfuhr, kann ich meine alten Zeitungen auch mal rüber auf das andere Trottoir schleppen, weil Allschwil andere Abfuhrdaten hat. Und es ist total

praktisch, dass bei den Landschäftlern neben dem Glascontainer auch eine Altölsammelstelle steht.

Aber kaufen Sie mal in der Migros Paradies Bebbi-Säcke. Falsche Gemeinde. Und warum schon wieder können wir nicht mitreden, ob die Fahrzeiten des 48er-Busses ausgebaut werden, der unsere Nachbarschaft direkt mit dem Bahnhof SBB verbindet? Ach ja, das wird ja in Liestal und Allschwil entschieden. Es ist die ganz eigene Logik der Kantonsteilung.

Dieser folgt auch die Verkehrsführung in unserem Quartier. Oder sind es wegen der Kantonsgrenze zwei Quartiere? Die Steinbühlallee (Gebiet der autokritischen Städter) ist 30er-Zone. Der Baselbieter Sandweg hingegen, knapp halb so breit wie die Steinbühlallee, darf natürlich mit 50 Kilometern in der Stunde befahren werden. So wie alle Querstrassen auf Allschwiler Gebiet. Wir sind ja schliesslich auf dem Land hier.

Dasselbe gilt auch für Bauvorlieben. Die Häuserzeilen des Basler Neubad-Quartiers sind so uniform, dass ich mich auch ein Jahr nach meinem Umzug noch immer verirren kann. In Allschwil dagegen scheint jeder zu bauen, worauf er gerade Lust hat. Also steht eine Wellblech-Industriehalle neben einem Berner Chalet, neben Reiheneinfamilienhäusern, neben einem Mehrfamilienblock, neben einer Villa mit Swimmingpool, neben einer Tankstelle.

Vielleicht sind das ja diese unüberbrückbaren kulturellen und geistigen Unterschiede zwischen Städtern und Landschäftlern, die von Fusionsgegnern gerne ins Feld geführt werden.

Ob so viel krassen Gegensätzen von Stadt und Land, die direkt vor meinem Fenster aufeinanderprallen, bin ich froh, gibt es auch eine Klammer, die alles zusammenhält: Die Coop- und Migros-Verkäuferinnen, sie kommen auf beiden Seiten der Kantonsgrenze aus dem Elsass.

tageswoche.ch/+djm99

×



Kantonsfusion

Die beschwerliche Partnerschaft zwischen Stadt und Land verzögert wichtige Projekte um Jahre. Dabei braucht es oft nicht viel, um den Umgang zu entkrampfen.

Beziehungsstatus: Es ist kompliziert

von Renato Beck

Erfolg in Bern!, meldeten die Basler Medien diese Woche und jubelten. Der Ständerat winkte das Basler Agglomerationsprogramm durch, gab die 1,7 Milliarden Franken frei, die der Bundesrat beantragt hatte für den Ausbau der Verkehrswege in der Region und legte sogar noch ein paar Millionen obendrauf.

Ein Erfolg zweier Partnerkantone, die eigenständig, aber Hand in Hand kämpfend, ihr Ziel erreicht haben. Die Fusionsgegner stimmten eine Arie drauf an.

Reibungsverluste der Kooperation

Monatelang wirkten die beiden Bau- und Verkehrsdirektoren Hans-Peter Wessels (BS) und Sabine Pegoraro (BL) auf diesen Entscheid hin. Den eigenen Parlamentariern impften sie in intensiven Briefings die Argumente ein, mit denen sie die Lobbyarbeit in Bern führen sollten. Der Kniff an der Sache: Die Baselbieter Abgeordneten sollten betonen, wie wichtig das Milliardenpaket für den Stadtkanton ist und umgekehrt.

Hat die Basler SP-Ständerätin Anita Fetz recht, wenn sie in der «bz» behauptet, zwei einige Halbkantone könnten mehr erreichen als ein fusioniertes grosses Basel?

Ein weiteres Beispiel partnerschaftlichen Gemeinsinns lieferten die beiden Basler Parlamente mit der Einleitung des Mammutprojekts «Herzstück», einer S-Bahn-Durchmesserlinie unter der Stadt. Basels Baudirektor Wessels ordnet seinen Erfolg anders ein: «In einem vereinigten Basel wäre das Herzstück schon vor 20 Jahren gebaut worden.» Der parallele Entscheidungsweg in beiden Kantonen führte nicht nur bei diesem Kernprojekt zu jahrelangen Reibungsprozessen.

Während in der Stadt am Autobahnanchluss Gundelitunnel herumgetüftelt wird, präsentiert Baselland seine Alternative eines Tunnels zwischen Zoo Dorenbach und Münchenstein. Zwei konkurrenzierenden Projekte, die von zwei Verwaltungen erarbeitet und zwischen zwei Regierungsräten verhandelt werden. Am Schluss dieses langwierigen Verfahrens, das lässt sich jetzt schon voraussagen, werden sich beide Re-

gierungen, beide Parlamente und beide Stimmvölker auf einen Kompromiss einigen müssen.

«Die Zusammenarbeit läuft reibungslos – bis es ums Geld geht», sagt SP-Landrat Hannes Schweizer

Was herauschauen kann, wenn sich die beiden Kantone nicht wie beim Agglo-Programm zusammenraufen, zeigt auch das Tramprojekt Margarethenstich. Erst stritten sich beide Seiten darum, ob nun BVB oder BLT die neue Verbindung befahren darf, dann brach die Debatte los, warum Basel in ein Projekt investieren soll, das vor allem Pendlern aus dem Baselbiet zugute kommt.

Für den Grünen Jürg Stöcklin ist der Margarethenstich ein Paradebeispiel für



«die massiven Reibungsverluste durch die Zusammenarbeit». Weil alle Entscheidungen sowohl auf dem Land wie auch in der Stadt getroffen werden müssen, werde der demokratische Prozess enorm verschleppt, sagt der frühere Grossrat: «Es gibt keine Mehrheitsentscheide über kontroverse Fragen, sondern am Schluss einigt man sich auf den kleinsten gemeinsamen Nenner oder gar nicht.»

Die Sorgen der Universität

Dieses Ausloten bewegt sich fast immer entlang der Finanzen. «Es liegen Welten zwischen unseren Ansprüchen und jenen der Landschaft», sagt SVP-Grossrat Joël Thüring. «Das Land hat die Haltung, weniger ist mehr, bei uns kann alles gar nicht gut genug sein.»

Der altgediente SP-Landrat Hannes Schweizer, von Beruf Landwirt in Titterten, sieht das gleich: «Die Zusammenarbeit läuft reibungslos – bis es ums Geld geht.» Dann geraten sich Städter und Landschaftler in die Haare. Die oft rigide Haltung der Baselbieter Kollegen erschwere auch die Meinungsbildung im Grossen Rat, glaubt Thüring: «Wir sagen häufig kritiklos Ja zu einem Gemeinschaftsprojekt aus Angst, das Baselbiet könne sonst Nein sagen.»

Den unterschiedlichen Umgang mit dem Geld hält Jürg Stöcklin für das grösste Hindernis einer konstruktiven Partnerschaft. «Die Baselbieter fragen immer, ob etwas für sie nicht billiger geht. Unsere Mentalität, die aus dem städtischen Unternehmertum kommt, ist eine andere: Wenn man nie investiert, kommt auch nichts zurück.»

Bei Antonio Loprieno, Rektor der Uni Basel, löst das Gefeilsche ums Geld nun

einmal mehr grosse Besorgnis aus. Basel-land überprüft gerade den Staatsvertrag zur Uni und Loprieno befürchtet, wie es aus seinem Umfeld heisst, eine erbitterte Debatte um die Baselbieter Beiträge. Äussern darf er sich nicht zur Kantonsfusion, das hat ihm der Unirat untersagt.

Für die Konflikte mit Baselland trägt der Unirat eine Mitverantwortung. Das Aufsichtsgremium weigert sich beharrlich, den Baselbieter Trägerkanton stärker zu berücksichtigen. Der Streit ums Geld könnte auf einen Schlag ein Ende finden, wenn ein wichtiger Fachbereich in die Agglomeration verlagert würde. So aber bleibt Baselland Zahlkanton, während bei jedem Preis, den die Basler Forscher einheimsen, jedem Aufstieg in einem Ranking etwas vom Glanz auf die Unistadt Basel abfällt.

Die Unterschiede zwischen Stadt und Land werden aus taktischen Gründen grösser gemacht, als sie sind.

Es ist verblüffend, wie wenig es manchmal braucht, um den Krampf zu lösen. Um die Baselbieter Politik geschlossen hinter das gemeinsame Agglomerationsprojekt zu bringen, hatte man in Basel entschieden, die Geschäftsstelle in Liestal anzusiedeln.

Es sind diese Gesten des Entgegenkommens, die von vielen unterschätzt

werden, davon ist SP-Grossrat Daniel Goepfert überzeugt. «In Basel glauben wir, alles, was von uns komme, sei perfekt. Wir bringen die Konzepte, die Baselbieter sollen zahlen.»

Diese Überheblichkeit trifft er auch in den eigenen Reihen an. Daniel Goepfert hat Mühe damit, dass die früheren Granden der Sozialdemokraten, Roland Stark und Remo Gysin, die Fusionsprüfung ablehnen, nur weil im Verfassungsrat der Bevölkerungsgrösse entsprechend mehr Land-, als Grossräte vertreten sein sollen: «Man muss loslassen können, auch wenn man glaubt, Basel habe die tollste Verfassung der Welt.»

Die Freiheitsfaust für den Wähler

Die Unterschiede zwischen Baslern und Baselbietern würden grösser gemacht, als sie seien, sagt Goepfert. Oft aus taktischen Gründen. Spricht Goepfert mit Landräten über die umstrittene Theaterfinanzierung, würden diese offen einräumen, sie müssten aus politischen Gründen dagegen Opposition machen.

Auch wenn das Anti-Fusions-Trio in der Baselbieter Regierung das Baselbieterlied intoniert oder die Freiheitsfaust in die Höhe reckt, ist das vor allem ein Zeichen an Partei und Wählerschaft. Die beiden neuen Regierungsräte Thomas Weber (SVP) und Anton Lauber (CVP) gelten als schlaue Pragmatiker. Im Gespräch mit den Basler Amtskollegen offenbaren sie, der Fusion viel abgewinnen zu können – mehr als dem Alleingang.

Würden sie das öffentlich sagen, wären sie politisch erledigt.

tageswoche.ch/+ofueo

×

Spitäler in der Stadt und auf dem Land konkurrieren in vielen Bereichen miteinander. Im Gesundheitswesen zeigt sich der Preis für das Festhalten an zwei Halbkantonen.

Krampf um die Spitäler

von Jeremias Schulthess

Es ist wie eine Zweckehe, ohne wahre Gefühle. Das Universitäts-Spital Basel und das Spital Baselland unterzeichneten vor einem Jahr einen Ehevertrag. Von «strategischer Partnerschaft» war die Rede. Dabei befindet man sich in vielen Bereichen in einer Konkurrenzsituation. Der Vertrag zeigt, wie verknorzt die Spitalsituation zwischen den Halbkantonen ist.

In dem Rahmenvertrag von Uni-Spital und Kantonsspital Baselland steht, man wolle in «ausgewählten medizinischen Fachgebieten» zusammenarbeiten. Welche Fachgebiete das sind, bleibt unklar. Martin Jordan, Mediensprecher des Uni-Spitals, will dazu nichts sagen. Die Kooperationsbereiche werden aufgrund der Wettbewerbssituation unter Verschluss gehalten.

In Liestal gibt man sich ebenfalls geheimniskrämerisch: Es gebe «zwischen den beiden Institutionen in unterschiedlichsten Gebieten Kooperationen und entsprechende Vereinbarungen», sagt die Mediensprecherin des Kantonsspitals Baselland, Christine Frey. In einzelnen Gebieten bestehe eine «Wettbewerbssituation», muss Frey anerkennen.

Prinzip Selbstversorgung

Es gibt einige Fachgebiete, die von beiden Spitälern abgedeckt werden: Augenkliniken, Hals-Nasen-Ohren-Spezialisten und Frauenkliniken. Auch in der Chirurgie gibt es Überschneidungen. Die Neuro- und Herzchirurgie hingegen sind städtische Domänen.

Während es in manchen Gesundheitsbereichen unumstritten ist, dass es viele Standorte braucht – zum Beispiel für Physiotherapie –, gibt es hoch spezialisierte Bereiche wie Herzzentren, die nicht in jeder Kleinstadt unterhalten werden müssen.

Solange solche spezialisierten Behandlungszentren aufrechterhalten werden, hat der Patient die Qual der Wahl. Die Schliessung eines solchen Angebots ist für Politiker dementsprechend schwierig, obwohl sie aus gesundheitsökonomischer Sicht vielleicht sinnvoll wäre.

Die Situation in Baselland sei Verfahren, meinen Vertreter aus der Stadt. Der Basler SP-Grossrat Daniel Goepfert sagt: «Die Ba-

selbieter Spitalplanung läuft immer noch nach dem Prinzip der Selbstversorgung. Früher war das sicher richtig, aber mittlerweile ist das völlig überholt.»

Der Branchenvertreter Hans Zeltner, Geschäftsführer der Vereinigung Nordwestschweizer Spitäler (VNS), hält dagegen: «Zwischen Baselbieter und städtischen Spitälern gibt es bereits grosse Kooperationen.» Sie seien verschiedenen Fachbereichen zugeordnet, arbeiteten also effizient: «Hier Rücken-OPs, dort Herz-Eingriffe.»

Viele Baselbieter lassen sich in der Stadt behandeln – und Baselland bezahlt.

Im vergangenen Jahr bezahlte der Kanton Baselland 109 Millionen Franken an den Bereich Akutsomatik der Basler Spitäler – einiges mehr als budgetiert wurde. Demgegenüber wurden 110 Millionen Franken an die Akutsomatik des Kantonsspitals Baselland bezahlt. Die Zahlen legen nahe, dass viele Baselbieter Patienten in die Stadt zur Behandlung gehen.

Für die Ausgaben des Kantons macht dies kaum einen Unterschied – er bezahlt für alle Einwohner 55 Prozent der Behandlungskosten – unabhängig davon, wo die Behandlung stattfindet. Der Kanton hat jedoch ein Interesse daran, dass die Bevölkerung die kantonseigene Infrastruktur nutzt.

Eine gemeinsame Planung wäre deswegen unausweichlich. Silvia Schenker, Basler SP-Nationalrätin, meint aber: «Eine verbindliche, gemeinsame Spitalplanung wird nicht möglich sein, solange es zwei Kantone gibt.» Für sie ist die Spital-Landschaft «ein Abbild der beiden Kantone». Nämlich: «Nur bedingt koordiniert» und geprägt von «Konkurrenzgedanken».

Martin Jordan vom Uni-Spital Basel sieht «Bereiche, die verbessert werden könnten». Man müsste «besser überlegen, wie die Spitäler in der Region organisiert werden».

Was heisst das konkret? Man könnte Kosten sparen, indem teure Geräte besser ausgelastet werden, die Bettenbelegung

verbessert wird. Die Konkurrenzsituation sei in gewissen Bereichen «kostentreibend», räumt Jordan ein.

Vonseiten des Kantonsspitals Baselland will man zur Fusion keine Stellung nehmen. Man habe «keine Rolle in der politischen Meinungsbildung», richtet Christine Frey aus.

Ein Blick in die Geschichte zeigt, wie schwer sich die Halbkantone bisher mit gemeinsamen Spitalprojekten taten. 1986 liessen beide Regierungen die Idee eines gemeinsamen Kinderspitals prüfen. Das Projekt scheiterte an der Urne. Erst 1999 fanden die Regierungsräte Erich Straumann (SVP Baselland) und Carlo Conti (CVP Basel-Stadt) einen Kompromiss: Das Kinderspital sollte gemeinsam geführt werden, vorerst an den Standorten Liestal und Basel. Dann sah man ein, dass zwei Standorte ineffizient sind – seit 2000 wird das Kinderspital nur noch in Basel weitergeführt.

Unter dem Baselbieter Regierungsrat Peter Zwick (CVP) entwickelte sich die Spitalplanung wieder in Richtung Selbstversorgung. Doch 2012 scheiterte das Projekt einer gemeinsamen Geriatrie-Klinik, wofür sich selbst bürgerliche Politiker von FDP bis SVP stark machten. Der Kanton Baselland wollte die hohe Rechnung nicht bezahlen.

Grossbaustelle Spitalplanung

Aus Regierungskreisen heisst es, die Spitalplanung sei bis zu den Wahlen 2015 auf Eis gelegt – mit Infrastrukturprojekten lassen sich nämlich keine Wahlen gewinnen. Die Fusionsinitiative könnte die Debatte grundsätzlich verändern. «Vielleicht würde durch ein Ja zur Prüfung auch ein Anstoss für eine weitergehende Koordination gegeben», denkt David Wüest-Rudin von der Grünliberalen Partei. In seinen Augen könnte es «einen Schritt in Richtung Koordination des Leistungsangebots» bedeuten.

Und der Initiator der Fusionsinitiative, Klaus Kirchmayr (Grüne), sieht in der fehlgeleiteten Spitalplanung eine der grössten Baustellen der bikantonalen Zusammenarbeit. Die Gesundheitskosten seien in der Region Basel viel höher als in anderen Kantonen. Es fände schlichtweg «keine Strukturbereinigung» statt.

tageswoche.ch/+7qgfi

×



Kantonsfusion

Politgeograf Michael Hermann findet die Trennung der beiden Basel absurd. Die Abstimmung hat für ihn Symbolcharakter.



«Wo, wenn nicht in Basel?»

von Jeremias Schulthess

Herr Hermann, was bringt Menschen dazu, plötzlich Baselbieter-Sticker auf ihr Auto zu kleben und Hymnen auf ihren Kanton anzustimmen?

In erster Linie ist das auf die politische Kampagne zur Fusionsinitiative zurückzuführen. Es werden Emotionen aktiviert, die mit der eigenen Identität in Verbindung stehen.

Die Politiker sind also daran schuld, dass diese Emotionen in die Debatte kommen.

Die Emotionen waren auch vorher latent vorhanden, nur haben sie im Alltag der Leute kaum eine Rolle gespielt. Wenn man vor der Kampagne gefragt hätte, was die Leute mit Baselland oder Basel-Stadt verbindet, wäre ein ganz anderes Resultat herausgekommen. Zumindest im unteren Baselbiet hätten die meisten Leute wahrscheinlich geantwortet, dass die beiden Basel eigentlich zusammengehören.

Was bedeutet die Abstimmung, wenn man sie im nationalen Kontext anschaut?

Die Debatte um beide Basel ist wie die EU-Schweiz-Diskussion in Kleinformat: Kleinheit gegen Grösse, Eigenständigkeit versus Identitätsverlust, Souveränität versus Einfluss aufs Ganze. Das Baselbiet spielt die Rolle der kleinen Schweiz gegen die grosse EU. Dazu kommt: Die Fusion wird als politisches Eliteprojekt wahrgenommen. Das sind alles Themen, die die SVP schweizweit bewirtschaftet, ergo unterstützt Toni Brunner die Kantonstrennung, weil er politisches Potenzial daraus schlagen kann. «Wir und das Volk gegen die politische Klasse», das ist der Slogan, der auch überregional zieht.

In Zürich wird die Auftrennung von Stadt und Land in zwei Halbkantone diskutiert. Doch dort möchten SVP-Politiker lieber zusammenbleiben, die

städtische SP hingegen liebäugelt mit einer solchen Trennung. Was ist der Unterschied zwischen der Situation in Basel und in Zürich?

Das zeigt doch die Absurdität. Wären die beiden Basel heute zusammen, käme es keinem bürgerlichen Politiker in den Sinn, eine Auftrennung zu fordern. Jeder SVP-Politiker aus dem Zürcher Umland weiss, dass er im gemeinsamen Kanton mehr Einfluss auf die Stadt nehmen kann. In Baselland könnten die Politiker auch so denken. In einem gemeinsamen Kantonsrat gäbe es meiner Einschätzung nach eine klare bürgerliche Mehrheit, die rot-grüne Stadt würde durch die Fusion sehr wahrscheinlich ausgehebelt.

Wie denkt die Restschweiz über die Baselbieter und Basler Fusion?

Das Thema wird mit mässigem Interesse verfolgt. Es ist nicht mit einer grossen Emotionalität verbunden. Zumindest in



meiner Aussensicht erscheint es absurd, dass die beiden Basel getrennt sind. Nichts ist funktional so stark verflochten wie eine Kernstadt und ihr Umland. Dass die beiden Teile getrennt sind, erscheint als Laune der Geschichte, die nur durch eine Fusion zur Normalität zurückgeführt werden könnte. Die Abstimmung selber hat aber sehr wohl eine grosse Tragweite für das ganze Land. Wenn die Fusionsprüfung angenommen wird, fragen sich die Ostschweizer vielleicht, ob Appenzell Inner- und Ausserrhoden nun auch zusammengehen sollten. Wenn die Abstimmung hingegen abgelehnt wird, werden viele denken: Wenn es in Basel nicht funktioniert, wo soll es sonst funktionieren? Es ist also ein wegweisender Entscheid für Gebietsreform-Debatten in der ganzen Schweiz.

Fusionsbefürworter behaupten, wenn die beiden Halbkantone fusionieren würden, dann hätte der Kanton Basel mehr Gewicht in Bern. Teilen Sie diese Ansicht?

Tendenziell ja. Aus meiner Zürcher Sicht bin ich überzeugt, dass die Interessen des Wirtschafts- und Universitätsstandorts Zürich in einem zweigeteilten Kanton weniger gut wahrgenommen werden könnten als heute. Im Umkehrschluss heisst dies, dass ein grosser Kanton Basel mehr Gewicht in Bern erhalten würde. Ich würde dieses Argument allerdings nicht überbewerten. Basel wäre auch nach der Fusion deutlich kleiner als Zürich und es ist auch die geografische Lage, die die Wahrnehmung bestimmt. Basel liegt nun einmal hinter dem Jura, am Rand der Schweiz und ist aufgrund dessen mental weit weg von Bern. Dennoch: Eine Fusion würde Basel tendenziell stärken.

tageswoche.ch/+nvpfy

Kantonsfusion

Im Laufe der Zeit gab es immer wieder Bestrebungen, die Halbkantone wiederzuvereinigen. Ein Überblick.

Die Geschichte der Fusion

von Martin Stohler

Die Wiedervereinigung der beiden Basler Halbkantone wurde schon im 19. Jahrhundert vereinzelt zur Diskussion gestellt. Richtig in Fahrt kam das Wiedervereinigungskarussell aber erst im 20. Jahrhundert.

Wichtige Anstösse gingen vom Wiedervereinigungsverband aus, der am 21. Juni 1914 gegründet wurde. Unter anderem legte er 1929 eine Musterverfassung vor. 1932 wurden in Baselland und Basel-Stadt gleichlautende Wiedervereinigungsinitiativen lanciert. Diese wurden am 23. Februar 1936 in beiden Halbkantonen angenommen. Gut zwei Jahre später fanden am 2. Oktober 1938 in Baselland und Basel-Stadt auch die entsprechenden Verfassungsartikel eine Mehrheit an der Urne.

Als nächster Schritt hätten nun die geänderten Kantonsverfassungen die Gewährleistung durch die eidgenössischen Räte erhalten sollen. Dazu kam es infolge des Zweiten Weltkriegs jedoch nicht. Als die Frage in Bern schliesslich auf der Tagesordnung stand, verweigerte der Ständerat

trotz anderslautendem Antrag des Bundesrats am 10. Dezember 1947 die Gewährleistung; am 10. März 1948 tat es ihm der Nationalrat gleich.

Die Anhänger der Wiedervereinigung liessen sich dadurch nicht entmutigen. Mit Standesinitiativen brachten sie die eidgenössischen Räte dazu, ihren Nichtgewährleistungs-Entscheid wiederzuerwägen.

Schliesslich konnte am 25. September 1960 ein 150-köpfiger Verfassungsrat gewählt werden, dem je 75 Mitglieder aus den beiden Halbkantonen angehörten. Die von ihm erarbeitete Verfassung wurde am 7. Dezember 1969 von einer Mehrheit der Baslerbieter Stimmbürgerinnen und Stimmbürger verworfen, während sie in Basel angenommen wurde.

Mit der Abstimmung über den wGegenorschlag zur 2012 lancierten Fusionsinitiative können die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger der beiden Halbkantone nun entscheiden, ob ein gemeinsamer Verfassungsrat gewählt und damit eine Fusion geprüft werden soll.

tageswoche.ch/+abftg

×

Raumfahrt

Die Europäische Weltraumorganisation
ESA feiert ihr 50-jähriges Bestehen:
Die Schweiz hat Anteil an ihrem Erfolg.

Kooperation im grossen Ganzen

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis

von Georg Kreis

Wir alle kennen die Countdown-Bilder, die uns regelmässig in die Stuben geliefert werden: das rasende Feuer um die langsam abhehende Rakete und die rückwärts zählende Männerstimme, die bei «Zero» angelangt ist. Wer da fliegt, womit man fliegt, und wohin, merken wir uns in der Regel nicht.

Viel später, vielleicht Jahre später werden uns wieder Bilder gezeigt, Bilder des

Ankommens: In diesen Tagen ist uns schon jetzt – simuliert – die Landung einer 200-Millionen-Euro-Raumsonde gezeigt worden, die am 11. November auf dem Kometen 67P/Tschurijumow-Gerasimenko auf vorbestimmtem Punkt stattfinden soll.

Der Doppelname des Kometen (abgekürzt: «Tschuri») – fast wie ein Hund- oder Vogelname) stammt von den beiden Entdeckern des Kometen im russischen Alma-Ata im Jahr 1969. Der Name des Landegerä-

tes heisst nobel «Philae» und derjenige der Muttersonde, die den langen Weg seit zehn Jahren dorthin zurückgelegt hat, heisst ebenfalls nobel «Rosetta», beide gehen auf ägyptische Kultur der vorchristlichen Zeit zurück – Antike trifft Zukunft.

«Rosetta» ist eines der vielen Erfolgsprojekte der European Space Agency (ESA). Einer Agentur, die am vergangenen Wochenende in Genf nicht nur die bevorstehende Landung auf diesem Kometen, eine Premiere unseres Globus, sondern auch gleich ihr 50-jähriges Bestehen feiern kann. Ganz ungetrübt dürfte dieses Feiern nicht gewesen sein.

Kurz zuvor waren zwei Satelliten des Galileo-Programms (Nr. 5 und Nr. 6) zwar erfolgreich und fast routinemässig vom europäischen Weltraumbahnhof Kourou in Französisch-Guyana mit einer russischen Sojus-Rakete ins All befördert worden, aber nicht auf der vorgesehenen Höhe von 23 522 Kilometern, sondern platziert auf einem leicht tieferen Orbit. Eine Korrektur, heisst es, sei kompliziert, aber nicht ganz unmöglich.

Seit den Anfängen mit dem berühmten Sowjet-«Sputnik» von 1957 werden mittlerweile derart viele Raketen in den Himmel geschossen, dass solche Unternehmen kaum mehr Nachrichtenwert haben. Das Genfer Jubiläum der ESA hat es dagegen geschafft, für einen Moment beachtet zu werden. Es ist aber – wie meistens – ein etwas aufgeblasenes Jubiläum: Die ESA entstand eigentlich erst 1975, also vor 39 Jahren, aber man kann auf die bereits 1965 entstandene Vorläuferorganisation zurückgreifen, die European Space Research Organisation (Esro).

«Unser» Astronaut: Claude Nicollier war bislang der einzige Schweizer im All. FOTO: NASA

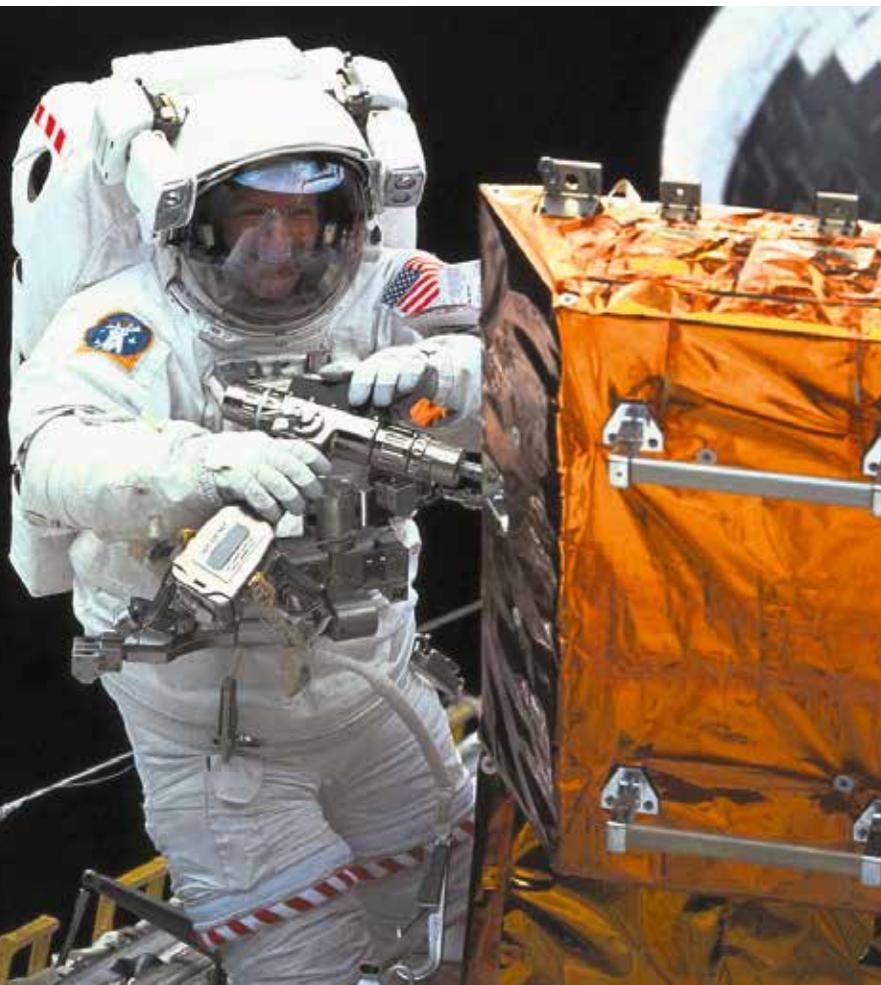
Die Schweiz ist mit dabei

Wenn man feiert, muss man etwas vorweisen können. Das kann die ESA. Dafür stehen beispielsweise die bekannten Namen der erfolgreichen Trägerraketen «Ariane», der Kometenmission «Giotto» oder des Sonnensatelliten «Soho». Die ESA unterhält ein eigenes Astronautenkorps und versorgt die internationale Raumstation (ISS).

Die Schweiz hat einen doppelten Grund mitzufeiern: Erstens ist die ESA beziehungsweise die Esro im schweizerischen Genf gegründet worden, und zwar in den Räumen des bekannten Cern in Meyrin. Hier wurde am 1. Dezember 1960, drei Jahre nach dem «Sputnik-Schock», der Vertrag über eine vorbereitende Europäische Kommission für Weltraumforschung unterzeichnet im Rahmen der weltweit ersten internationalen Weltraum-Konferenz.

Die Schweiz war von Anfang an dabei, hat mitgewirkt und auch davon profitiert. Die Eidgenossenschaft unterhält ein Swiss Space Office (SSO) mit der irdischen Adresse Hallwylstrasse 4, 3003 Bern. Da wir gerne in Personenkategorien denken, wissen wir, dass Claude Nicollier «unser» Astronaut ist und bis 2007, bevor er an die ETH wechselte, Mitglied des ESA-Astronautenkorps war.

Die Schweiz bezahlt zurzeit jährlich rund 150 Millionen Franken an das Budget,



etwa 3,4 Prozent. Die schweizerische Industrie erhält dafür Aufträge in der Höhe von etwa 170 Millionen Franken. Bundesrat und Wissenschaftsminister Johann Schneider-Ammann betonten denn auch, dass damit eine Technologieförderung verbunden sei, die auch der breiten Bevölkerung zugute käme und die Gründung von Startup-Unternehmen begünstige.

Der schweizerische Beitrag zu «Rosetta» läuft unter dem Namen «Rosina», was mehr als nur ein schöner Name und ein Akronym für «Rosetta Orbiter Spectrometer for Ion and Neutral Analysis» ist. Es ist eines der elf Experimente, welche während dieser Mission durchgeführt werden. Die drei Instrumente, die dafür gebraucht werden, sind von einem Team der Universität Bern entwickelt worden. In diesem Experiment sollen die vom Kometen ausgestossenen chemischen Elemente analysiert werden.

Weltweite Partnerschaft

Wir können uns die nicht sehr originelle Frage stellen, warum man nach dem Weltall greifen soll, wenn wir die täglichen Staus auf unseren Strassen oder unseren Schnupfen oder die Verödung unserer Alpentäler doch nicht in den Griff bekommen beziehungsweise loswerden. Das sind aber keine Alternativen. Man könnte das Weltall auch unerforscht lassen, wir hätten trotzdem unsere Schnupfen et cetera. Ziel der «Rosetta»-Mission ist nichts weniger als das Sammeln von Informationen, welche Aufschluss über die Entstehung des Universums geben können.

Die ESA strebt aber auch Dinge von offensichtlichem Nutzen an. Ein einleuchtendes Beispiel für einen praktischen Ertrag ist das Global Positioning System (GPS). Bisher war man in dieser Sache völlig von den USA abhängig. Das 1973 gestartete Projekt hatte bis 1983 rein militärischen Charakter und könnte auch heute noch aus militärischen Interessen jederzeit der zivilen Nutzung wieder entzogen werden.

An zweiter Stelle im Wettrennen im Weltall steht Russland, gefolgt von China, das auch schon 9 der dafür benötigten 30 Satelliten auf Umlaufbahnen hat. Die EU wird für ihr «Galileo»-System gegen 5,3 Milliarden Euro einsetzen müssen, bis sie, wenns gut geht, im Jahr 2020 ihr eigenes Navigationssystem hat. Ein solches System hilft nicht nur den Autofahrern beim Finden der Route, sondern auch Landwirten bei der Ernte, Piloten beim Landeanflug oder Rettungsdiensten beim Orten von Verletzten.

Was sind die Antriebskräfte und wer die Verantwortlichen hinter dem, was am Himmel über uns geschieht? Es walten da Kräfte in einer Mischung von Unabhängigkeit und Abhängigkeit. Die ESA steht zwar mit der EU in einer näheren und nicht immer harmonischen Beziehung. Sie setzt aber wenn möglich auf weltweite Partnerschaften, arbeitet sowohl mit Amerika als auch Russland zusammen. Und selbst die Schweiz lancierte 2009 ihren ersten Satelliten, den 10x10 cm-«Swisscube», zusammen mit Indien.

tageswoche.ch/+qwhzt

x

TagesWoche To Go:

An diesen Orten liegt die TagesWoche zum Lesen und Mitnehmen auf.

Eiscafé Acero
Rheingasse 13

Schmaler Wurf
Rheingasse 10

SantaPasta
Rheingasse 47

SantaPasta
St. Johans Vorstadt

Mercedes Caffè
Schneidergasse 28

Jonny Parker
St. Johans-Parkweg

Café Frühling
Klybeckstrasse 69

Valentino's Place
Kandererstrasse 35

Restaurant Parterre
Klybeckstrasse 1b

KaBar
Kasernenareal

Volkshaus
Rebgasse 12-14

Buvette Kaserne
Unterer Rheinweg

Buvette Oetlinger
Unterer Rheinweg

Flora Buvette
Unterer Rheinweg

Okay Art Café
Schützenmattstrasse 11

Hallo
Centralbahnstrasse 14

Haltestelle
Gempenstrasse 5

5 Signori
Güterstrasse 183

eoipso
Dornacherstrasse 192

Unternehmen Mitte
Gerbergasse 30

kult.kino.atelier
Theaterstrasse 7

Café-Bar Elisabethen
Elisabethenstrasse 14

Theater-Restaurant
Elisabethenstrasse 16

tibits
Stänzlergasse 4

Campari Bar
Steinenberg 7

Brauner Mutz
Barfüsserplatz 10

Ca'puccino
Falknerstrasse 24

Café del mundo
Güterstrasse 158

Café St. Johann
Elsässerstrasse 40

Gundeldinger-Casino Basel
Güterstrasse 211

Da Graziella AG
Feldbergstrasse 74

ONO deli cafe bar
Leonardsgraben 2

Zum Kuss - Caffè Kultur
Bar

Bar
Elisabethenstrasse 59

Confiserie Beschle
Centralbahnstrasse 9

Pfifferling Deli Gmbh
Güterstrasse 158

Nooch
St. Jakobs-Strasse 397

Restaurant Chez Jeannot
Paul Sacher-Anlage 1

Caffè.tee.ria Paganini
Birmannsgasse 1

Van der Merwe Center
Gewerbstrasse 30, Allschwil

Jéle Café
Mühlhauserstrasse 129

Bio Bistro Bacio
St. Johans-Vorstadt 70

Da Francesca
Mörsbergerstrasse 2

Pan e più
Grenzacherstrasse 97

Café Huguenin AG
Barfüsserplatz 6

Lo Baca
Ahornstrasse 21

Restaurant Papiermühle
St. Alban-Tal 35

Bistro Kunstmuseum
Güterstrasse 211

Bistro Antikenmuseum
St. Alban-Graben 5

Café Spielzeug Welten
Museum Basel

Bar Caffetteria Amici miei
Steinenborstadt 1

Azzarito & Co.
Allschwilerstrasse 99

Der Schriftsteller Thomas Meyer über sein neues Buch, ausserirdische Sidekicks, schlechte Werbung und seine Rolle als Juxmann der Schweizer Literatur.

«Ich muss die Leser nicht

moralisch erziehen»

von Naomi Gregoris

Thomas Meyer steht am vereinbarten Treffpunkt und sieht adrett aus. Er trägt ein Jackett, einen schönen blauen Rucksack, gute Schuhe, gutes Hemd. Unter den Ärmeln blitzen Tattoos hervor. Dass wir uns duzen, ist von Anfang an selbstverständlich. Kurz bevor wir uns ins Café eines Bücherladens setzen, fragt er mich, ob sein Buch wohl bei den Mangas ausgestellt ist. Ich lache und bestelle und vergesse, ihn zu fragen, was er damit gemeint hat.

Thomas Meyer brachte 2012 «Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse» heraus, eine Geschichte um den jungen Juden Mordechai «Motti» Wolkenbruch und den wohlgeformten Po seiner Mitstudentin, dem er seine ganze Aufmerk-

samkeit widmet, ganz zum Verdruss seiner verkupplungsbesessenen Mame.

Das Buch war flüssig geschrieben, toll zu lesen und eine Schweizer Literatur-Sensation: 46 Wochen auf der Bestsellerliste, für den Schweizer Buchpreis nominiert, von Kritikern und Lesern hochgelobt.

Jetzt hat Meyer ein neues Buch geschrieben – «Rechnung über meine Dukaten» – und unsereins freute sich: Endlich würde herauskommen, wie es mit Mordechai und der schönen Schickse weitergehen würde, der er auf den letzten zehn Seiten «den Mandelbaum machte»! Voller Vorfreude besorgten wir uns das Buch und hofften auf einen mutigen Motti mit wilden Liebschaften und einer für immer entschwundenen Mutter. Aber es würde anders kommen.

Thomas Meyer, ich muss zugeben, als ich «Rechnung über meine Dukaten» zum ersten Mal in den Händen hielt, war ich ein wenig enttäuscht.

Wieso denn?

Nachdem Mordechai Wolkenbruch endlich seine Schickse rumgekriegt hatte, lag die Vermutung nahe, es würde einen Fortsetzungsband oder zumindest was in der Richtung geben.

Da muss ich Sie in der Tat enttäuschen, die Geschichte um Motti ist vorbei. Nicht, dass ich das unbedingt so geplant hätte. Meine Themen rempeln mich ohne Vorwarnung an, wie Menschen auf der Strasse.

In Ihrem neuen Buch geht es um Friedrich Wilhelm I., König von Preussen im Jahr 1716. Welten entfernt



Thomas Meyer wurde 1974 in Zürich als Sohn einer jüdischen Mutter und eines christlichen Vaters geboren. Er arbeitete als Reporter und Textchef auf Redaktionen sowie als Werbetexter. Sein Debütroman «*Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse*» wurde 2012 für den Schweizer Buchpreis nominiert. Vor Kurzem erschien sein neuestes Buch «*Rechnung über meine Dukaten*».

«Nichts gegen ernsthafte Literatur, aber mir gefällt Unterhaltung»: Thomas Meyer.

FOTO: FLORIAN KALOTAY, 13PHOTO

Basel-Stadt und Region

Basel

Bader, Roland Alois, geb. 1958, von Basel BS und Holderbank SO (Webergasse 6). Trauerfeier Montag, 22. September, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Boanyah, Joseph Kojo, geb. 1961, aus Ghana (Haltingerstrasse 10). Trauerfeier Mittwoch, 24. September, 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Boekwijt, Joan René Guido, geb. 1917, von Basel BS (Rebgasse 16). Wurde bestattet.

Bürki, Kurt, geb. 1921, von Konolfingen BE (Vogesenstrasse 19). Wurde bestattet.

Chiquet-Heimann, Ellia Odile, geb. 1921, von Asuel JU (Naseweg 16). Wurde bestattet.

Gössler, Max, geb. 1961, von Winterthur ZH (Elsässerstrasse 22). Trauerfeier im engsten Kreis.

Grossi-Zoppis, Francesco, geb. 1925, aus Italien (Nidwaldnerstrasse 47). Wurde bestattet.

Jundt-Wiesner, Niklaus, geb. 1936, von Basel BS (Münchensteinerstrasse 101). Wurde bestattet.

Kempf-Bouzaida, Roger Charles Napoléon, geb. 1927, von Basel BS (St. Alban-Anlage 61). Wurde bestattet.

Meister-Burckhardt, Jacqueline Béatrice, geb. 1930, von Basel BS (Lange Gasse 84). Trauerfeier Dienstag, 23. September, 14 Uhr, St. Margarethenkirche, Binningen.

Messikommer-Maurer, Bruno, geb. 1926, von Uster ZH (St. Jakobs-Strasse 63). Trauerfeier im engsten Kreis.

Ogriseq, Friedrich, geb. 1938, von Basel BS (Im Rankhof 4). Wurde bestattet.

Reinhard-Laufenburger, Georgette, geb. 1925, von Eriswil BE (Margarethenstrasse 75). Wurde bestattet.

Salzmann, Ruth Elsbeth Erna, geb. 1920, von Basel BS (St. Johannis-Ring 122). Trauerfeier Donnerstag, 25. September, 14 Uhr, Johannes Kapelle der Baptistengemeinde Basel, St. Johannis-Ring 122.

Schär-Mohler, Paul Albert Georges, geb. 1921, von Basel BS und Wyssachen BE (Pfeffingerstrasse 80). Trauerfeier Freitag, 26. September, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Schiegg-Hächler, Ursula Rösli, geb. 1928, von Basel BS (St. Alban-Ring 260). Trauerfeier im engsten Kreis.

Schneider-Wick, Hermann, geb. 1923, von Basel BS (Rebgasse 16). Trauerfeier im engsten Kreis.

Schweizer-Schamböck, Kurt Egon, geb. 1925, von Ramllinsburg BL (Heinrichsgasse 14). Wurde bestattet.

Sprecher-Boss, Denise, geb. 1921, von Tschierschen GR (Kapellenstrasse 10). Wurde bestattet.

Spring, Martin, geb. 1966, von Krauchthal BE (Claragraben 141). Trauerfeier Freitag, 19. September, 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Stocker-Real, Friedrich Engelbert, geb. 1924, von Basel BS (Leimenstrasse 67). Trauerfeier Dienstag, 30. September, 18.30 Uhr, St. Marien Kirche, Holbeinstrasse 28, Basel.

Suter-Keller, Max, geb. 1928, von Frick AG und Muttentz BL (St. Jakobs-Strasse 395). Trauerfeier Dienstag, 30. September, 11 Uhr, kath. Heiligkreuz-Kirche, Binningen.

Vock, Alfred Werner, geb. 1928, von Wohlen AG (Falkensteinerstrasse 30). Trauerfeier Mittwoch, 24. September, 14 Uhr, Katholisches Studentenheim, Herbergsasse 7, Basel.

Vogt, Manfred, geb. 1946, von Reigoldswil BL (Kleinhünigeranlage 35). Wurde bestattet.

von Arx-Keiser, Eugen, geb. 1928, von Basel BS (Reinacherstrasse 202). Trauerfeier Freitag, 26. September, 13 Uhr, Gottesacker Wolf.

Waibel-Plattner, Elsa Anna, geb. 1917, von Basel BS (St. Alban-Vorstadt 83). Trauerfeier Freitag, 19. September, 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Riehen

Dietrich-Schaad, Johann, geb. 1934, von Riehen BS (Niederholzstrasse 43). Trauerfeier Mittwoch, 24. September, 11.30 Uhr, Kirche St. Franziskus, Riehen.

Gilgien-Nünlist, Helena Julia, geb. 1926, von Wahlern BE (Tiefweg 10). Trauerfeier Mittwoch, 24. September, 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Prieto Schubiger, Kenneth Oliver, geb. 1989, von Uznach SG (Steinrubenweg 110). Wurde bestattet.

Allschwil

Estermann-Tanner, Pia, geb. 1939, von Nottwil LU (Dürrenmattweg 58). Trauerfeier und Beisetzung Dienstag, 23. September, 14 Uhr. Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Karrer-Hasler, Marcel Benjamin, geb. 1927, von Röschenz BL (Langgartenweg 23). Trauerfeier und Beisetzung Montag, 22. September, 14 Uhr. Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Walliser-Brucker, August, geb. 1929, von Mosnang SG (Muesmattweg 33). Beisetzung im engsten Familienkreis.

Arlesheim

Richterich-Reisse, Lore Clara, genannt Laurette (Stiftung Obesunne, Bromhübelweg 15). Trauerfeier Dienstag, 23. September, 14 Uhr, ref. Kirche Arlesheim, anschliessend Beisetzung auf dem Friedhof Bromhübel, Arlesheim.

Rudin-Schneeberger, Rosmarie, geb. 1925, von Muttentz BL und Ziefen BL (APH Kloos, Rheinfelden). Trauerfeier Freitag, 26. September, 14 Uhr, Kirche St. Arbogst, Muttentz.

Birsfelden

Jaquet, René Marcel, geb. 1935, von Bas-Intyamon FR (Blauenstrasse 1). Abdankung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Nicolo, Saverio, aus Italien (Hardstrasse 71). Abdankung und Beisetzung in Italien.

Lausen

Spring-Bacher, Elisabeth, geb. 1932, von Gelterfingen BE (Hofmattstrasse 38). Wurde bestattet.

Münchenstein

Iseli-Flühler, Edouard, geb. 1956, von Lauperswil BE (Grabenackerstrasse 1). Bestattung im engsten Familienkreis.

Schmidlin-Jeker, Gertrud, geb. 1923, von Aesch BL und Münchenstein BL (Lärchenstrasse 15). Wurde bestattet.

Zürcher-Baumgartner, Irmgard, geb. 1925, von Trubschachen BE und Basel BS (Rauracherstrasse 10). Wurde bestattet.

Muttentz

Täschler-Schorno, Bruno Kurt, geb. 1930, von Basel BS (Unterwartweg 37). Wurde bestattet.

Pratteln

Buser, Marcel Hans, geb. 1924, von Känerkinden BL (Auf Käppelmatt 33). Trauerfeier Freitag, 19. September, 14 Uhr, ref. Kirche, Schauenburgerstrasse 3. Beisetzung im engsten Familienkreis.

Reinach

Ivankovic-Bozic, Slavko, geb. 1948, von Reinach BL (Im Reinacherhof 357). Wurde bestattet.

Schmitt-Kodnar, Anton, geb. 1935, von Basel BS (Dornacherweg 51). Wurde beigelegt.

Schwegler, Stefan, geb. 1963, von Basel BS und Hergiswil bei Willisau LU (Hollenweg 6). Wurde beigelegt.

Röschenz

Schnell-Wyrtsch, Edi Joseph, geb. 1928, von Röschenz BL (Dorfplatz 6). Trauergottesdienst Dienstag, 30. September, 14.15 Uhr, röm.-kath. Kirche St. Anna, Röschenz, anschliessend Urnenbeisetzung.

TagesWoche

Wir nehmen
Todesanzeigen für
alle Zeitungen der Region
entgegen

Wir beraten Sie gerne persönlich vor Ort,
an der Ecke Rümelinsplatz / Grünpfahlgasse.
Neue Medien Basel AG | Tel. 061 561 61 50
Öffnungszeiten:
Mo. bis Fr. von 8.30–12 Uhr und von 13–17 Uhr
info@neuemediaenbasel.ch

vom jungen Mordechai im heutigen Zürich. Wo wurden Sie von diesem verrückten Tyrannen angerempelt?

Ich habe ein Buch über Exzentriker gelesen und bin auf ihn gestossen. Dieser despotische König mit seiner irrsinnigen Idee, eine Armee aus grossgewachsenen Menschen zusammenzustellen – das hat mich von Anfang an fasziniert.

Friedrich Wilhelm ist ein grausamer Protagonist: Er malträtiert seine Untertanen, ergötzt sich an deren Leid. Das hört sich schrecklich an, liest sich aber unglaublich heiter.

Klar, nur weil das Thema düster ist, bedeutet das ja nicht, dass daraus ein schweres Buch entstehen muss. Es ist wahnsinnig, was Friedrich Wilhelm I. gemacht hat und dass er es legitim fand, Menschen zu kaufen und zu besitzen. Für mich ist klar, dass diese Zustände widrig waren. Aber man kann darüber hinausgehen und sagen: Natürlich wars ein Sauhund, aber jetzt schauen wir uns noch den unterhaltsamen Aspekt des Ganzen an.

Es gibt im Buch eine Vielzahl weiterer Personen, die dem König in Sachen Schrägheit in nichts nachstehen. Wo holen Sie die Ideen für Ihre Figuren?

Kennen Sie Futurama? Da gibt es Zapp Brannigan, diesen metrosexuellen Raumschiff-Captain mit den kurzen Höschen. Der hat einen ausserirdischen Sidekick namens Kif, der sich ständig über seinen Chef aufregt. Ich fand Kif immer wahnsinnig cool, wie er aus seinem Ennui keinen Hehl macht, ständig angeschissen ist, aber am Ende dann doch seine Aufträge ausführt. Also habe ich ihn als Inspiration für Friedrich Wilhelms Geheimsecretair Ehrenreich Bogislaw von Creutz genommen.

«Werbung geht oft davon aus, es mit Vollidioten zu tun zu haben.»

Ihre Vergangenheit als Werbetexter scheint auch inspirierend gewesen zu sein: Im Buch kommen die Werber nicht besonders gut weg.

(lacht) Das stimmt. Sie versprechen den jungen grossen Kerlen das Blaue vom Himmel und nutzen sie dann aus. Das war damals nicht anders als heute. Als früherer Werber weiss ich, wovon ich rede. Heutige Werbung geht oft davon aus, es mit Vollidioten zu tun zu haben.

Inwiefern?

Die Agenturen meinen, die Leute seien dumm. Alles läuft über eine Art rationalisierte Pseudo-Emotionalität, die den Menschen nicht ernst nimmt. Wenn ich Sachen wie «weckt Emotionen» oder «Technik, die begeistert» höre, dann bin ich weder emotional noch begeistert, sondern wütend. Es wird kaum noch der Intellekt angesprochen. Heute zeigt man überall fröhliche Gesichter, schreibt etwas mit Entdecken oder Erleben darüber und fertig. In «Rechnung über meine Dukaten» hab ich die Gelegen-

heit genutzt, was Sarkastisches über dieses Geschäft zu sagen.

Gehen Sie ähnlich an den Leser ran, wie Sie es sich von der Werbung wünschen?

Ja, das kann man so sagen. Ich erwarte von meinen Lesern, dass es Leute sind, die Freude an Sprache haben, und gehe davon aus, dass man denen sprachlich was zumuten kann. Man muss ihnen nicht immer alles fixfertig präsentieren. In der ersten Auflage von Motti gab es zum Beispiel kein Glossar für die jiddischen Ausdrücke. Ich hab das bewusst so entschieden, weil ich es reizvoll fand, nicht alles verständlich zu machen. Ist doch cool, wenn du «malech-chabole» nicht verstehst, dann muss du dir halt was darunter vorstellen. Und das können meine Leser, ich rede ja nicht mit Idioten.

Wie würden Sie als Werber Ihr Buch bewerben?

Das ist eine gute Frage. Ich glaube, ich würde mit Sätzen direkt aus dem Buch arbeiten.

So wie: «Sie schauten sich in die Augen und es gab viel zu sehen?»

(lacht) Der wäre dann für die Frauenzeitschrift. Ich dachte eher an: «Creutz murmelte, Schmidt sei ein elender Dieb. Schmidt hörte es und winkte freundlich.»

Diesen subtilen Humor beweisen Sie auch ausserhalb der Buchdeckel: Vor einem Jahr haben Sie einen Sticker mit dem Zürcher Wappen und der Aufschrift «Amt für Ironie» auf Ihr Auto geklebt.

Seit einem halben Jahr fahre ich nun schon mit diesem Auto herum. Sogar das Radio hat darüber berichtet. Es sieht halt aus wie ein echter Amtsaufdruck. Aber so sehr es mich in den Fingern juckt und ich gerne Menschen beim Nicht-lustig-Sein auf die Finger klopfen würde: Sobald ich in «Beamtenfunktion» tätig wäre, würde ich gebüsst werden. Und das ist es mir nicht wert. Es ist lustig, wenn alle lachen, nicht wenn alle hässig sind.

Wieso dann der Aufwand?

Weil ichs lustig fand. Das war mein Motiv. Es ist banal, aber es gibt dazu nicht mehr zu sagen. So ist es halt. Ähnlich verhält es sich mit dem Buch. Das Thema hat mich angerempelt und ich hab eine Geschichte draus gemacht. Mehr steckt nicht dahinter.

Kein grosses Statement?

Wenn Sie unbedingt eine Aussage brauchen, dann ist es die, die im letzten Kapitel sichtbar wird: Egal, was du für ein Theater aus deinem Leben machst, am Schluss ist es zu Ende. Und das, finde ich, ist wahnsinnig ironisch. Ich kenne so viele Leute, die ein Riesendrama aus ihrem Leben machen, als müssten sie 1000 Jahre leben und dafür sorgen, dass ihr Prestige stimmt. Aber das ist nicht so, es ist alles recht zügig vorbei. Und wo auch immer du hingehst, du nimmst nichts mit, dein ganzer Besitz bleibt zurück. Im Endeffekt ist also alles einfach nur ziemlich hysterisch. Wenn Sie eine Aussage wünschen, dann ist sie das. Aber ich hab auch nicht das Bedürfnis, die Leute moralisch zu erziehen, es ist mir egal.

Apropos egal: Der «Tages-Anzeiger» bemängelte die fehlende Reflexion über das Damals und Heute im Buch – zu Unrecht?

Das ist für mich eine falsche Erwartung. Ich hatte nie den Anspruch, einen Standpunkt einzunehmen, und wer das erwartet, wird nach der Lektüre enttäuscht sein. Natürlich bin ich gegen Menschenhandel, aber das muss ich doch nicht ausführen. Mehr noch: Ich finde es läppisch, darauf hinweisen zu müssen. Mein Standpunkt ist klar, den muss ich nicht publizieren. Es ist ein bisschen wie bei Roberto Benigni, den hat man auch für seine angebliche «Verharmlosung» kritisiert.

«Natürlich bin ich gegen Menschenhandel, aber ich finde es läppisch, darauf hinweisen zu müssen.»

Sie meinen, als er «Das Leben ist schön» gemacht hat?

Genau. Er fand im Schrecken der Tatsachen eine schöne Geschichte. Und das habe ich auch gefunden.

Eine weitere Bezeichnung, die in der Presse zu lesen war, lautete «Juxmann der Schweizer Literatur».

Viele Menschen haben den Anspruch an Literatur, dass sie stets schwer und bedeutungsvoll sein muss. Und wenn nicht irgendwo eine Flüchtlingstochter vergewaltigt wird, dann ist es nicht ernsthaft. Ich finde das letztlich aufgesetzt. Nichts gegen ernsthafte Literatur, aber mir gefällt Unterhaltung. Ich bin tatsächlich ein Juxmann, und wenn jemand glaubt, das sei keine Literatur, dann ist das seine Meinung. Meine ist es nicht.

Im Zug nach Hause, als dieses Gespräch schon längst vorbei ist, erinnere ich mich an Thomas Meyers Profilfoto auf Facebook: Als dicke Biene verkleidet steht er lachend vor einem Geländewagen. Es stammt vom Burning-Man-Festival, einem der grössten und wildesten Sommerspektakel in Amerika, und ich stelle ihn mir vor, wie er als dicke Biene rumtanzt, umgeben von uns verborgenen Welten. Und wie er von ihnen angerempelt wird, ihnen nachläuft und sie für uns sichtbar macht, irgendwann dann, im Gestell mit den Schweizer Autoren.

Friedrich Wilhelm der Erste, das ist öde Geschichte, verstaubte Vergangenheit, ein schwungloser Wikipedia-Artikel. Bei Meyer aber ist er kindischer Tyrann, verrückter Befehlshaber, schillernde Gestalt. Und beste Unterhaltung.

tageswoche.ch/+ul4xr ×

Thomas Meyer: «Rechnung über meine Dukaten», Salis Verlag 2014, 320 Seiten, 29.90 Franken

Finanzdirektor Anton Lauber präsentiert sich im Vorfeld der Wahlen als Macher, der Reformen anpackt. Als Erstes will er die Gemeinden neu in sechs Regionen gliedern.

Die grosse Show des Toni Lauber

Ein Kommunikator, der sich zu inszenieren weiss: Anton Lauber mit seiner Ehefrau.

FOTO: KEYSTONE



von Renato Beck

Im Baselbiet stehen «Toni-Lauber-Wochen» an. Vor den Wahlen im Februar trommelt der CVP-Finanzdirektor in hoher Kadenz die Medienschaffenden zusammen, um über seine Reformpläne zu informieren. Den Anfang machte diesen Freitag seine Gebietsreform, mit der er die Gemeinden in neuen Regionalkonferenzen zusammenschliessen will. Danach folgen: Infos zur Konsolidierung des Finanzhaushalts, zum Finanzplan ab 2017 und der Einführung der Schuldenbremse, zum neuen Finanzausgleich zwischen den Gemeinden.

Wie viel davon medienwirksamer Aktivismus ist und wie viel davon substanzielle Verbesserungen für den in finanzielle Schieflage geratenen Landkanton mit sich bringt, lässt sich noch nicht abschätzen. Das vorgestellte Gemeindestrukturgesetz ist zunächst eine sanfte Übertragung von mehr Autonomie auf die Gemeinden.

Die 86 Gemeinden sollen nicht mehr in Bezirke aufgeteilt sein, sondern sich in sechs Regionen zusammenschliessen und unter der Leitung einer Geschäftsstelle Kooperationen diskutieren und aufgleisen. Lauber erfüllt damit die Wünsche der Gemeinden nach mehr Eigenständigkeit. Angedacht ist etwa, dass Gemeinden bei der Polizei, dem Betrieb von Sport- und Freizeitstätten, in der Wirtschaftsförderung und Raumplanung enger zusammenarbeiten.

Zugleich verpflichtet sich der Gesetzgeber, mehr Aufgaben an die Gemeinden ab-

zutreten. Statt einer «möglichst grossen Handlungsfreiheit» wie bisher soll der Kanton den Gemeinden künftig «grösstmögliche Regelungs- und Vollzugsfreiheit» gewähren.

Die Regionalkonferenzen sollen auch den Boden bereiten für Gemeindefusionen. «Möglicherweise hat das Baselbiet eines Tages nur noch sechs Gemeinden, die den künftigen Regionen entsprechen», orakelt Lauber und verweist auf den Kanton Glarus. Für den Fall der Fälle verspricht er immerhin eine kreativere Namensgebung als in Glarus. Der Bergkanton hat seine 28 Gemeinden auf drei reduziert: Glarus, Glarus Nord und Glarus Süd.

Auf keinen Fall aber wolle er den Eindruck erwecken, er strebe eine derartige Reduktion der Gemeinden an, sagt Lauber. «Sonst habe ich morgen wieder die Zwei auf dem Rücken.» Anton Lauber tastet sich langsam vor.

Erblast beseitigt

Der frühere Allschwiler Gemeindepräsident hat immerhin erreicht, das unter Vorgänger Adrian Ballmer herrschende gespannte Verhältnis zu den Gemeinden wieder zu verbessern. Damit nimmt Lauber Druck aus dem Kessel. Nächster Streitpunkt ist der Finanzausgleich innerhalb des Kantons. Auch dazu will der Baselbieter Finanzdirektor noch diesen Herbst eine Lösung vorlegen.

Damit die Neustrukturierung in Regionen in Gemeindefusionen mündet, will Lauber sanfte Anreize schaffen. So verfasst

der Kanton ein Fusionshandbuch, auf das die Gemeinden zurückgreifen können. Er öffnet einen Fonds, der für Vorbereitungsarbeiten gedacht ist. Die schärfste Massnahme ist die künftig mögliche Aufforderung an Gemeinden, einen Bericht über die Prüfung eines Zusammenschlusses zu erarbeiten.

Zum Schrecken der Verwaltung

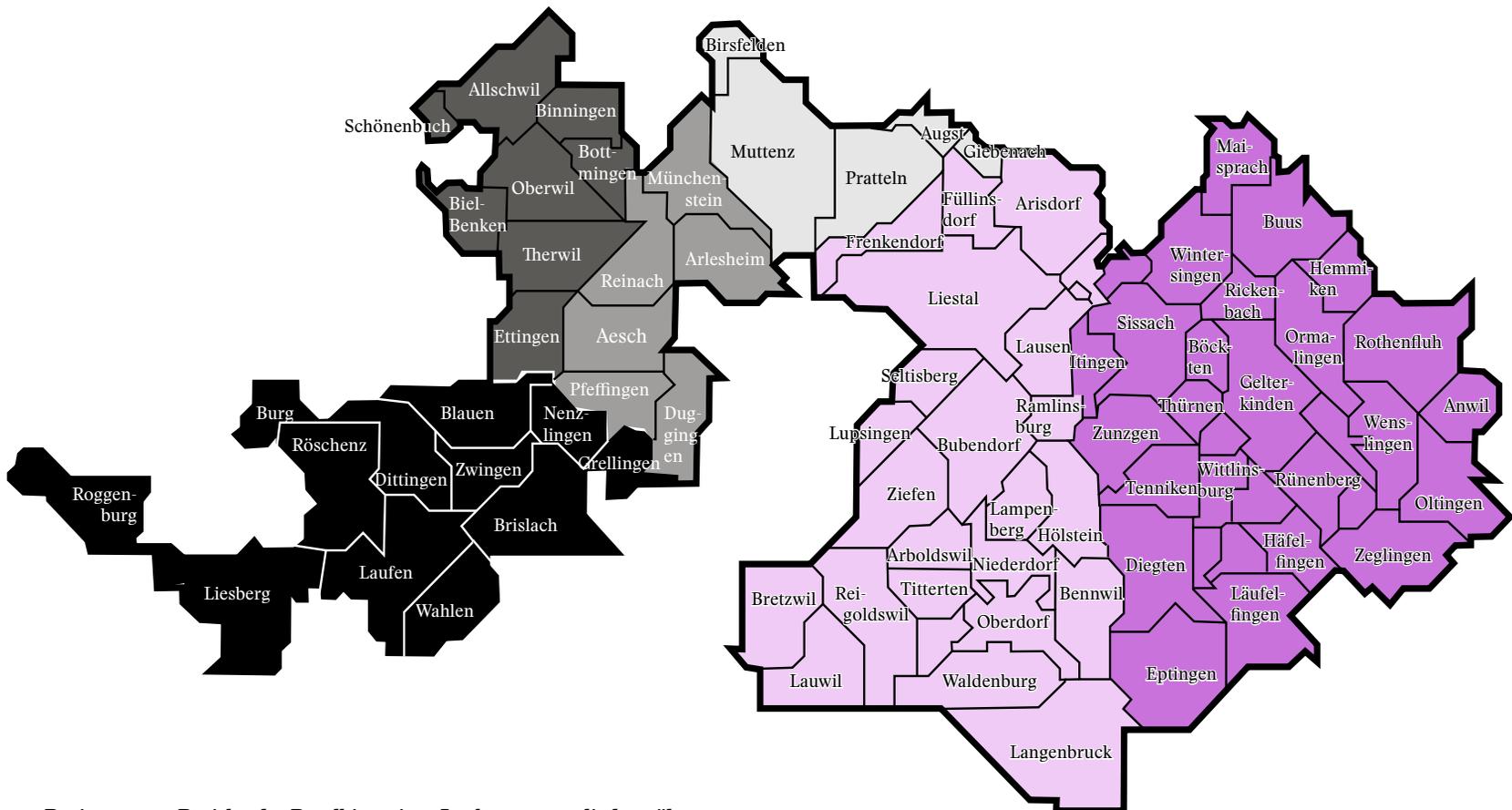
Mit der bevorstehenden Abstimmung zur Prüfung einer Fusion zwischen Basel-Stadt und Basel-Stadt oder mit den Wahlen im Februar habe die Ankündigungsoffensive nichts zu tun, versichert Toni Lauber. Er wolle Reformen so schnell wie möglich in die Tat umsetzen und kommuniziere konkrete Ergebnisse deshalb so schnell wie möglich.

Lauber kündigt aber auch an, wenn ein Ergebnis noch in weiter Ferne liegt. Und das zum Erschrecken seiner eigenen Verwaltung. Lauber erzählte an der Medienorientierung freimütig, er habe ein Dossier an das Basler Finanzdepartement geschickt, das eine vertiefte Partnerschaft skizziere. Man könne leider überhaupt nichts dazu sagen, heisst es in seiner Direktorenkurz, es handle sich um interne Beratungen, die noch nicht für die Öffentlichkeit bestimmt seien. Auch in Basel will man sich nicht dazu äussern.

«Baselbiet vorwärts» heisst das Motto der neuen Baselbieter Reformoffensive. Es könnte auch lauten: «Anton Lauber ist nicht zu bremsen.»

tageswoche.ch/+npooi

x



Regionen statt Bezirke: das Baselbiet, wie es Lauber gern gegliedert sähe.

GRAFIK: DANI HOLLIGER

Ausbau S-Bahn

Der Grosse Rat hat 19,5 Millionen für ein Vorprojekt zum S-Bahn-Ausbau bewilligt. Doch bereits droht ein Referendum.

Ein Stück näher zum Herzstück

von Yen Duong

Der geplante Ausbau der Basler Regio-S-Bahn nimmt die nächste Hürde: Der Grosse Rat hat einen Kredit von 19,5 Millionen Franken für die Erstellung eines Herzstück-Vorprojekts abgesegnet. Das Herzstück soll den Bahnhof SBB, den Badischen Bahnhof und den Bahnhof St. Johann eines Tages unterirdisch verbinden. Insgesamt kostet das Vorprojekt für die Durchmesserlinie 29,3 Millionen. Zwei Drittel des Betrags

entfallen auf Basel-Stadt, ein Drittel auf Baselland. Für den Baselbieter Beitrag von 9,8 Millionen hat der Landrat am Donnerstag fast einstimmig Ja gestimmt.

Im Grosse Rat waren für den Kredit von 19,5 Millionen SP, Grüne, LDP, CVP, FDP und GLP. Dagegen votierten eine Mehrheit der SVP und BastA!. Dass Basel-Stadt mehr bezahlen soll, kritisierte vor allem die SVP: «Sind es nicht die Landschaftler, die schnell bei der Arbeit sein wollen –

und sind es nicht dieselben Landschaftler, die abends wieder schnell zu Hause sein wollen und ihre Steuern auf dem Land abliefern?», sagte Bruno Jagher. Patrizia Bernasconi von BastA! ergänzte: «Das Herzstück bringt ÖV-Nutzern aus der Stadt nur einen minimalen Zeitgewinn.» Dieser Widerstand gefiel wiederum Rudolf Rechsteiner von der SP nicht. Er bezeichnete die beiden Parteien als «reaktionäres Team», das gegen alles schieesse, was sich bewege.

Basel profitiert mehr

Laut Bau- und Verkehrsdirektor Hans-Peter Wessels bezahlt der Stadtkanton mehr für das Vorprojekt, weil er laut einer Studie mehr von der Durchmesserlinie profitiere. «Wir müssen aufhören, so kleinräumig zu denken. Das Herzstück ist ein Projekt für eine ganze Region», sagte er.

Laut Heiner Vischer von der LDP sind die 19,5 Millionen «gut investiertes Geld». Und Brigitte Heilbronner sagte namens der SP-Fraktion: «Während in Basel jahrelang diskutiert wird, wem das Herzstück am meisten nützt und welche Linienführung die beste ist, zeigt uns Zürich, was für ein positiver Effekt eine Durchmesserlinie auf die Region haben kann.»

Der Rückweisungsantrag der SVP wurde mit 73 zu 15 Stimmen abgelehnt. Nun wollen die SVP und BastA! Unterschriften für ein Referendum sammeln.

tageswoche.ch/+ccouz

x

ANZEIGE

Wieder hören,
wieder Unsinn machen.
Wieder da sein.



Hörtestwoche vom
22.09. bis 26.09.
Testen Sie Ihr Gehör!

Wer gut hört, ist mit dem Leben verbunden.

Gutes Hören bedeutet nicht einfach hören, sondern richtig verstehen! Jedes Wort ist ein Teil des Ganzen und macht unser Leben so schön. Als Spezialist für gutes Hören und mit unserer Erfahrung aus 85 Jahren

geben wir Ihnen mit einem **kostenlosen** und **unverbindlichen Hörtest** Sicherheit und beantworten Ihre Fragen. Wir laden Sie herzlich in eine unserer Filialen ein. Wir freuen uns auf Ihren Besuch.

Seit 1929 
Beltone
Ihr Partner für gutes Hören

Kommen Sie in eine Beltone
Filiale in Ihrer Nähe:

Aeschenvorstadt 25, Basel
Hammerstrasse 70, Basel

Weitere Filialen in
Allschwil, Riehen, Pratteln,
Laufen, Rheinfelden, Liestal
und Sissach.

Gerne beraten wir
Sie auch unter der
gratis Telefonnummer:
0800 123 001

www.beltone-hoerberatung.com

Eine natürliche Agrarwirtschaft braucht Tiere. Die Biologin Florianne Koechlin mit einer Entgegnung auf das TagesWoche-Interview mit dem Tierphilosophen Markus Wild.

“

Der Philosoph Markus Wild meinte vorige Woche im Interview mit der TagesWoche (Ausgabe 37), dass das Töten von Nutztieren Tierrechte verletze (falls es keine Alternativen gibt). Folglich sei das Töten von Kühen zu verbieten.

Das sehe ich anders. Die Schweiz ist ein Grasland. Auf Alpweiden und in vielen Gebieten der Voralpen wächst nur Gras, andere Pflanzenkulturen können hier nicht angebaut werden. Nur Kühe, Schafe und Ziegen können Gras in wertvolle Proteine, also in Milch, Käse oder Fleisch umwandeln. Wir Menschen können Gras nicht verdauen. Dazu brauchen wir die Wiederkäuer. Ich gestehe, dass ich selber gerne Fleisch esse, ein, zwei oder drei Mal pro Woche. Ohne schlechtes Gewissen. Warum sollten wir diese wertvollen Lebensmittel vergeuden?

Es geht aber um mehr als bloss Lebensmittel. In Ägypten besuchten wir vor ein paar Jahren das Landwirtschaftsprojekt Sekem. Sekem wird biologisch-dynamisch geführt, beschäftigt etwa 2000 Angestellte und produziert Lebensmittel, Heilkräuter und Baumwollkleidung.

Wir erfahren, wie sie aus einer öden Wüste fruchtbare Oasen kreieren, ohne ein Gramm Kunstdünger und ohne Pestizide: Zuerst bohren sie nach Wasser, dann pflanzen sie um das zukünftige Feld herum robuste Nadelbäume (Kasuarinen). In einem weiteren Schritt reichern sie den Sandboden mit viel Kompost an. Guter Kompost ist neben Wasser das Wichtigste. Er macht den Boden fruchtbar und speichert das Wasser.

Nur Kuhmist schafft guten Humus

Für die Kompostproduktion haben sich die Sekem-Verantwortlichen eine Wasserbüffelherde – später eine Herde Allgäuer Braunvieh – angeschafft, denn Kuhmist ist für guten Kompost unabdingbar. Nur ein Kompost mit Kuhmist ergibt im Boden einen stabilen Humus. In das Humus-Sand-Gemisch pflanzen sie die ersten, widerstandsfähigen Pflanzen: Kamille, Gerste und Klee. Später folgen Karkade, Basilikum oder Pfefferminze. Milch, Käse und Fleisch sind zweitrangig.

Unsere Landwirtschaft hier funktioniert ähnlich. Zwar können Pflanzenkulturen allein mit Kunstdünger angebaut werden, ohne Kuhmist und ohne Fruchtfolgen. Doch bei dieser Bewirtschaftung nimmt die



Florianne Koechlin ist Biologin und Autorin.
tageswoche.ch/+gqv4e
An der Universität Basel läuft derzeit in englischer Sprache die Vortragsreihe «Tierethik im Wandel».

Humusschicht Jahr für Jahr ein wenig ab. Einzig beim Biolandbau mit Wiederkäuern, wo Kuhmist zur Düngung und für den Kompost verwendet wird, kann die fruchtbare Humusschicht im Boden aufgebaut werden – und es gibt trotzdem einen guten Ertrag.

«Wir brauchen Kühe. Und dazu gehört auch das Schlachten.»

Das Problem in der Landwirtschaft ist die totale Trennung von Viehwirtschaft und Ackerbau, wie wir sie weltweit immer öfter antreffen. Auf der einen Seite riesige Kuhherden, intensive Schweinemast, wobei viel zu viel Gülle anfällt. Auf der andern Seite gigantische Monokulturen ohne Viehwirtschaft. Dort fehlt die Gülle zur Düngung der Felder. Stattdessen wird synthetischer Dünger in grossen Mengen eingesetzt.

Die Herausforderung einer zukunfts-trächtigen Landwirtschaft besteht also darin, in Kreisläufen oder Netzwerken zu denken. Wir müssen aufhören, alles isoliert zu betrachten. Weder die molekularbiologische Optimierung des Systems Kuh (wie in der Industrielandwirtschaft) – noch die Forderung nach einem Tötungsverbot von Kühen (was einer Abschaffung von Kühen gleichkäme), können eine Lösung sein. Wir sind auf Wiederkäuer angewiesen. Die Frage ist, wie wir mit ihnen umgehen.

Damit sind wir beim grossen Tabuthema: dem Schlachten. Anet Spengler Neff wohnt in Arlesheim und hat eine zwölfköpfige Schafherde. Jeden Frühling tollen hier auf der Weide eine Handvoll übermütiger Lämmer herum – ein herzerwärmender Anblick. Ich fragte sie, wie sie

es über sich bringen könne, Schafe zur Schlachtung zu bringen?

Sie sagt, ihr sei wichtig, dass ihre Schafe ein gutes Leben – also ein artgerechtes Leben – führen können, dafür trage sie die Verantwortung. «Es kommen immer wieder junge Schafe nach, jeden Frühling. Ich muss dafür schauen, dass die Herde als Ganzes – vergleichbar mit einem grossen Organismus – in Balance ist, so dass die Tiere so gut wie möglich leben. Das bedeutet letztlich, dass ich auch die Verantwortung für den Tod einiger Tiere habe, immer wieder.»

Spengler Neff fährt fort: «Bevor ich ein Schaf schlachten lasse, rede ich mit ihm, sage ihm, dass es schnell gehen wird. Das Schaf mag mich verstehen oder auch nicht – meine langjährige Erfahrung ist, dass das Schaf mich dann ruhig zum Metzger begleitet.»

Verwandlung von Gras in Fleisch

Anet Spengler Neff ist Wissenschaftlerin am Forschungsinstitut für biologischen Landbau (FiBL) in Frick. Ihr Team konnte nachweisen, dass Milchkühe, die eine gute Beziehung zum Bauern haben, weniger Ausweichverhalten gegenüber den Menschen zeigen und seltener an Euterentzündungen leiden.

Weiter zeigte sich, dass Kälber aus Mutterkuh-Haltung, die in den ersten Tagen nach der Geburt öfters gestreichelt werden, ihr Leben lang zutraulicher und bei der Schlachtung deutlich ruhiger sind. Dadurch ist ihr Fleisch zarter, denn die Tiere hatten weniger Stress. Das FiBL-Team arbeitet nun mit Schlachthöfen zusammen, um herauszufinden, wie sich der letzte Gang für die Tiere möglichst schonend und stressfrei bewerkstelligen lässt.

Ihr Grundanliegen ist: Wie können wir den Wiederkäuern ein möglichst gutes, also artgerechtes Leben gewähren? Und weil der Tod zum Leben gehört: Was können wir beim Schlachten verbessern, wie diesen letzten Schritt stressfrei gestalten?

Wir brauchen Kühe, wir brauchen Geissen und Schafe. Wir brauchen sie, um Gras in wertvolle Lebensmittel zu verwandeln, den Boden gesund zu halten und Humus aufzubauen. Wir brauchen sie auch, um die Alpen mit ihrer kulturellen und ökologischen Vielfalt zu erhalten. x

”

Universität Basel

Der Uni fehlen Studenten aus dem Ausland

von Daniel Faulhaber

Die Universität Basel begrüsst am Montagmorgen ihre Studienanfänger zum Beginn des Herbstsemesters. «Für die Universität, aber auch für Sie, liebe Studierende, ist das ein Tag der Freude», sagte Rektor Antonio Loprieno.

Dem einen oder andern Neuling stand ob dieser Aussage zwar die Skepsis ins Gesicht geschrieben, aber der Saal war gut gefüllt. Bis anhin haben sich 1524 Studierende für den Bachelor angemeldet, das sind rund 230 Immatrikulationen weniger als noch im Vorjahr. Die Zahl der Immatrikulationen soll sich noch leicht nach oben korrigieren, die Belegfrist gilt bis Mitte Oktober.

Nicht nur die Anzahl der Studienanfänger ist rückläufig, auch die Gesamtzahl der Studierenden an der Uni Basel geht zurück. So zählte die Universität im Jahr 2013 noch 13273 Anmeldungen, in diesem Jahr sind es bis zu diesem Zeitpunkt 12610. Eingeschlossen in diese Zahl sind Bachelor- und Masterstudierende sowie Doktorierende und Personen, die in einem MAS-Weiterbildungstudiengang eingeschrieben sind. Damit ist die Gesamtzahl der Studierenden an der Uni Basel erstmals seit 2011 wieder rückläufig (2011: 12617, 2012: 12995, 2013: 13273).

Einer der massgeblichen Gründe für das sinkende Gesamtvolumen der Studierenden sind die rückläufigen Anmeldungen aus dem Ausland. Die Anzahl ausländischer Bewerberinnen und Bewerber auf Bachelor- und Masterstudiengänge ist gegenüber dem Vorjahr um rund 10 Prozent zurückgegangen.

Die Masseneinwanderungsinitiative vom 9. Februar dieses Jahres dürfte ihren Teil zu diesen Zahlen beigetragen haben. Unter den Studierenden an Schweizer Unis war das Nein bei dieser Abstimmung mit Entsetzen aufgenommen worden: Durch den Volksentscheid wurde auch das Bestehen des europäischen Austauschprogramms für Studenten (Erasmus) in Frage gestellt.

Frauen in der Überzahl

Zwar ist zurzeit eine Übergangslösung in Kraft, die Studierenden der Basler Uni einen Austausch ermöglicht. Allerdings unterliegt dieses Austauschprogramm Einschränkungen, die europäische Unis nicht haben.

Die Popularität der Schweizer Universitäten erlitt damit einen herben Schlag, oder wie es der Basler Rektor Loprieno formuliert: «In der europäischen Hochschullandschaft ist jede Anmeldung wertvoll für das Selbstvertrauen des heissverhandelten Schweizer Wissensstandortes.»

Unverändert blieb das Geschlechterverhältnis der Studierenden an der Uni Basel. Nach wie vor sind mehr Frauen immatrikuliert (54 Prozent) als Männer. Zu den beliebtesten Fächern bei den Studienanfängern gehören 2014 die naturwissenschaftlichen Fächer Biologie und Pharmazeutische Wissenschaften.

tageswoche.ch/+5q8wc

«20 Regeln für Sylvie»

Ist das Kultur?

von Marc Krebs

Kein Alkohol. Kein Sex. Kein Spass. Sylvie zieht es von den welschen Bergen zum Studieren in die Uni-stadt Basel. Doch ihr besorgter Vater lässt die Tochter nicht ohne 20 Gebote ziehen.

Ein unverblümtes Gespräch mit Regisseur Giacun Caduff über dessen Film «20 Regeln für Sylvie» weckte Zweifel bei Online-Kommentatorin Madeleine Grossmann:

• *Ist das wirklich wahr, die TaWo reißt dieses Interview unter der Rubrik Kultur ein? Der Interviewer, Originalton: «Sehr cool.» (...) «Warum?» (...) «Schneisse.» (...) Über den restlichen Inhalt schweigen wir lieber.*

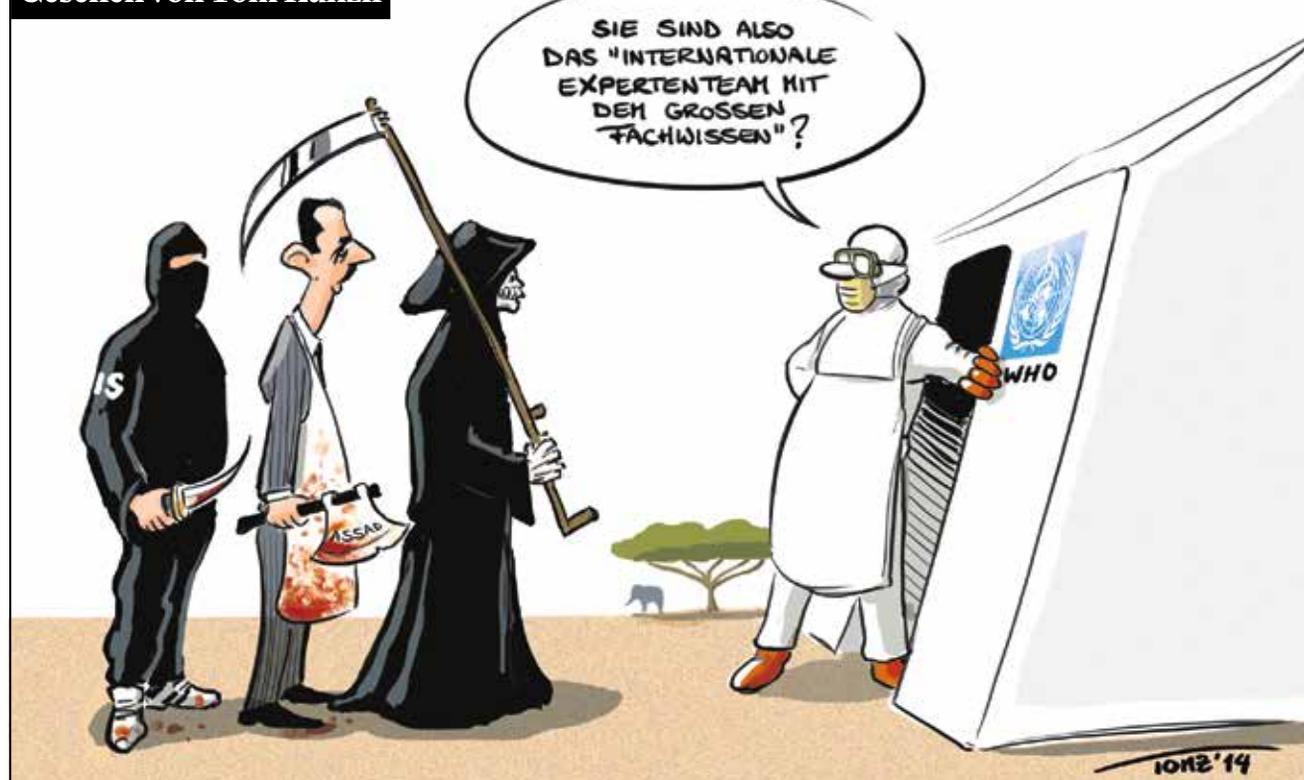
Darauf erwiderte Rénatus Zuercher:

• *Versteht man unter dem Begriff Kultur die Lebensweise und nicht nur Hochkultur, so entspricht die gewählte Wortwahl im Interview durchaus der Alltagssprache im 21. Jahrhundert. Meinem Kulturverständnis entspricht das Interview wie auch der Film. Beide Autoren leisten engagierte Beiträge, die Welt etwas besser zu durchschauen. Und schon sind wir in der Hochkultur angelangt...*

Finden Sie das Interview zur Teenie-Komödie zu flapsig? Bilden Sie sich Ihre eigene Meinung. x

Das ausführliche Interview finden Sie online: tageswoche.ch/+tf8fw

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 40-Jährige wohnt in Bern.

Essen als Kunst – die Welt verpackt in Blättern

von Timo Posselt

Milchiges Glas verdeckt den Innenraum der ehemaligen Wechselstube am Voltaplatz. Hier ist seit August 2013 das Depot Basel eingerichtet. Ein «temporärer Ort für kontemporäre Gestaltung», wie es in einer Eigenbeschreibung heisst. Auf dessen dunkelbraunem Parkettboden sind Palmblatt-Matten verteilt, und in einer Ecke liegt eine einfache Matratze, die mit farbigen Tüchern aus Ethnomustern bespannt ist. Darauf schläft die 34-jährige Westschweizer Designerin Sibylle Stoeckli einen Monat lang.

Vor wenigen Wochen ist Stoeckli von ihrer Weltreise zurückgekehrt, die sie von Afrika nach Japan und Neukaledonien über Los Angeles bis nach Brasilien führte. Das Depot Basel ist nun bis Anfang Oktober die Wohnung der Lausannerin, wo sie für angemeldete Gäste ein Menü zu einem bestimmten Thema zubereitet. Heute ist das Sujet «Verpackung» oder «Emballage», wie es die zweisprachige Künstlerin auf Französisch erklärt.

Kochen ohne Herdplatte

Stoeckli serviert allen Anwesenden ein brotlaibgrosses Paket aus Bananenblättern, das mit einem Bastfaden zusammengeschnürt ist. Eine kleine «Wundertüte», wie sie es selbst nennt. Wir öffnen die Pakete und finden darin Salatblätter – in jedem eine andere Sorte. Zusammen erraten wir die Namen: Eisberg und Kopfsalat sind schnell erkannt. Bei Battavia und Endivie hilft ein dickes Bestimmungsbuch – und schon vor dem Essen hat man etwas gelernt.

Stoeckli verzichtet beim Kochen völlig auf Herdplatten und Ofen. Zum einen der Einfachheit halber, zum anderen verfallen bei der Erhitzung viele der Nährstoffe. Ihre Zutaten findet Stoeckli an Bio-Ständen auf dem Basler Marktplatz oder in lokalen Bioläden. Lediglich die Bananenblätter hat sie aus dem Gastrogrosshandel. Man müsse manchmal Ausnahmen machen. Zum Beispiel flog sie in sieben Monaten um die Welt. «Mit Zug und Schiff hätte ich dafür sieben Jahre gebraucht.»

Noch bis zum 6. Oktober kann man sich für 20 Franken für ein Essen von Sibylle Stoeckli im Depot Basel anmelden. Darüber hinaus ist die zeitweilige Wohnung der Designerin am Wochenende von 14 bis 18 Uhr zur Besichtigung und zum Verweilen geöffnet.

tageswoche.ch/+5oysy

**Depot Basel, Voltaplatz/Voltastr. 43.
Bis 6. Oktober. Mittagessen: Dienstag bis Freitag, 12 bis 14 Uhr.**

Super-Wechselkurse: 1.2200 nur gültig bei Barzahlung.
...geh lieber gleich zu Hieber unter Anderem in • Lörrach • Weil am Rhein • Binzen • Nollingen • Grenzach • Rheinelden mehr Infos unter www.hieber.de

Abgabe nur in haushaltsüblichen Mengen • solange Vorrat reicht • Irrtum vorbehalten
Hieber's Frische Center



Noch mehr tolle Angebote gibt's per E-Mail

Newsletter-Anmeldung unter www.hieber.de/newsletter

Angebot gültig von Montag, 15.09. bis Samstag, 20.09.2014



Frischer deutscher Hirschbraten/ Rollbraten
oder **Hirschragout** € **11.90**
von der Schulter, 1 kg CHF 14,52



Eglofflet/Barschfilet
ohne Haut, Wildfang € **2.29**
Niederlande, 100 g CHF 2,79



Kartoffeln
vorwiegend festkochend, Sorte siehe Etikett, 10 kg (1 kg = € 0,20) oder **Zwiebeln** Klasse II, 5 kg (1 kg = € 0,40) € **1.99**
aus Deutschland, Sack CHF 2,43



Frische fettarme Bergbauern-Milch
länger haltbar, köstlicher, almfrischer Geschmack, 1,5% Fett, 1 Liter € **-79**
CHF 0,96



Bürger schwäbische Eierspätzle, Eierknöpfle, Kartoffel-Schupfnudeln oder **oberschwäbische Schupfnudeln** € **2.22**
1-kg-Packung CHF 2,71



Original Wagner Piccolinis
verschiedene Sorten, z. B. Salami 270 g (1 kg = € 6,96), tiefgefroren, Packung € **1.88**
CHF 2,29



Biskin reines Pflanzenöl
0,75-L-Flasche (1 L = € 2,39) € **1.79**
CHF 2,18



Zonin Prosecco
verschiedene Sorten, 0,75-L-Flasche (1 L = € 7,99) € **5.99**
CHF 7,31



Pantene Pro-V Shampoo 250 ml (100 ml = € 0,80) oder **Spülung** 200 ml (100 ml = € 1,00), verschiedene Sorten, Flasche € **1.99**
CHF 2,43



Kitekat Katzennahrung
verschiedene Sorten, 12 x 100-g-Multi-Packung € **2.65**
CHF 3,23



US-Aussenminister John Kerry hatte keine einfache Aufgabe in Jeddah. FOTO: REUTERS

IS-Vormarsch Die USA holen arabische Staaten an Bord

von Astrid Frefel

Die Rolle der arabischen Staaten im Kampf gegen den Islamischen Staat (IS) sei zentral, betonte US-Aussenminister John Kerry, der in mehreren Hauptstädten der Region Station macht. Der amerikanische Geheimdienst hat die geschätzte Stärke des IS auf jetzt 20 000 bis 31 500 Kämpfer heraufgesetzt. Seit der Ausrufung des Kalifats Ende Juni hat sich der Zustrom rasant verstärkt.

Auf Einladung von Saudi-Arabien, einem engen Verbündeten der USA, trafen sich vergangene Woche hochrangige Vertreter aller Nachbarländer Syriens und des Irak in der Hafenstadt Jeddah. Gefehlt hat Iran, aber dessen Vize-Aussenminister war bereits Ende August in Riad zu einem viel beachteten Besuch, der auf Entspannung zwischen Saudi-Arabien und Iran hindeutete.

Im Königreich, dem Geburtsland des Islam, ist die Angst vor einem Einfall des IS besonders gross, da die Organisation eine

Ausweitung des in Teilen von Syrien und des Irak proklamierten Kalifats als vorrangiges Ziel auf ihre Fahne geschrieben hat. Auch andere arabische Nachbarn fühlen sich vom IS bedroht. Neben den Staaten des Golfkooperationsrates waren Ägypten, Jordanien, der Libanon und die Türkei der Einladung von König Abdallah gefolgt. Wie ernst die Lage ist, zeigt die Tatsache, dass trotz eines gespannten Verhältnisses mit Bagdad auch der neue irakische Aussenminister Ibrahim al-Jaafari eingeladen war.

Unterstützung für Bagdad

Die Unterstützung für Obamas Strategie erfolgt nicht selten im Geheimen, um möglichst keine antiamerikanischen Ressentiments zu schüren. Saudi-Arabien beispielsweise gibt viel Geld für humanitäre Projekte und will syrische Kämpfer von moderaten Gruppen ausbilden. Kuwait liefert Waffen und Jordanien hilft insbesondere mit Geheimdienstinformationen und will sunnitische Stämme mit Training und Logistik unterstützen.

Jordaniens König Abdullah II. hat gegenüber Kerry bei einem Blitzbesuch in Amman betont, Kernproblem im Kampf gegen den Extremismus in der Region sei die Lösung des israelisch-palästinensischen Konfliktes. Die Türkei hat ein militärisches Engagement ausdrücklich ausgeschlossen. Auch Ägypten dürfte nicht über logistische Unterstützung hinausgehen.

Kerry wollte in Jeddah insbesondere sicherstellen, dass die sunnitischen Länder der Region – vor allem die Schwergewichte Ägypten und Saudi-Arabien – die neue Regierung in Bagdad unter dem schiitischen Premier Haidar al-Abadi unterstützen. Er erwartet von ihnen auch, dass sie auf sunnitische Stämme im Irak Einfluss nehmen, damit sie sich im Kampf gegen den IS engagieren. Dass sie zudem Schritte einleiten, um die Grenzen zu sichern, sowie den Strom von Geld, Waffen und Kämpfern in die IS-Gebiete zu unterbinden, um der Terrormiliz möglichst viele Ressourcen zu entziehen.

Der Kampf gegen den IS, von Salafisten-Gruppen als «Kreuzzug gegen den Islam» verdammt, ist für verschiedene arabische Länder eine heikle Gratwanderung. IS-Sympathisanten sind etwa in Jordanien und Saudi-Arabien recht zahlreich zu finden. Deshalb haben diese Regierungen auch damit begonnen, die religiösen Institutionen einzuschalten, um dem IS die religiöse Legitimität abzuspochen.

Der einflussreiche Grossmufti von Saudi-Arabien bezeichnete den IS vor wenigen Tagen als Feind Nummer eins des Islam. Die Ideen von Extremismus, Radikalismus und Terrorismus hätten nichts mit dem Islam zu tun. Der Mufti von Ägypten seinerseits bezeichnet den IS als «Al-Qaida Separatisten im Irak und Syrien», um die Militanten daran zu hindern, den Ruf des Islam weiter zu beschmutzen.

tageswoche.ch/+jssrw

×

Wasser

468 Mia.

von Andreas Knobloch

Die anhaltende Dürre im Südwesten der USA hat den Disput ums Wasser zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko angeheizt. Einem Abkommen zufolge sind die USA verpflichtet, an Mexiko Wasser aus dem Colorado-Fluss abzutreten, während Mexiko den USA Wasser aus dem Rio Grande bereitstellt. In den vergangenen Jahren aber ist Mexiko hinter seine Verpflichtungen zurückgefallen und schuldet den USA 468 700 000 000 Liter Wasser. Das entspricht ungefähr dem Jahresverbrauch von 1,5 Millionen Texanern im Lower Rio Grande Valley, rechnet die «Washington Post» vor.

tageswoche.ch/+86y1t

×

Polen

Äpfel essen gegen Putin

von Katrin Lechler (n-ost)

Knallrot hängen die Äpfel an den jungen Bäumen – die Äste so dünn, dass sie von Holzstäben und Schnüren gestützt werden müssen. Zehn Frauen und Männer greifen nach den Äpfeln und lassen sie in ihre Latztaschen gleiten. Von dort kullern sie in Holzkisten, die von einem kleinen Schlepper durch die Reihen gezogen werden.

Die Äpfelplantage von Andrzej Sarnowski in Sompolno ist erst wenige Jahre alt, der Obstbauer hat in den vergangenen Jahren seine Anbaufläche vergrössert. EU-Subventionen haben ihm geholfen, Kredite für eine neue Produktionshalle aufzunehmen, in der pro Tag 40 Tonnen Äpfel gewaschen, sortiert und verpackt werden können. Polen ist in den vergangenen Jahren zum

grössten Apfel-Produzenten der EU aufgestiegen: Fast drei Millionen Tonnen Äpfel ernten polnische Bauern pro Jahr – mehr als in Frankreich oder Italien. Die meisten Äpfel landen auf dem russischen Markt.

Das wird jetzt zum Problem: Vor sechs Wochen verhängte der russische Präsident Wladimir Putin im Gegenzug für die EU-Sanktionen einen Importstopp für Obst und Gemüse aus Polen – offiziell wegen angeblich zu hoher Schadstoffbelastung. Beobachter vermuten, dass dabei auch die ukrainefreundliche Politik der Regierung in Warschau eine Rolle gespielt hat.

Geschmacklose Werbekampagne

Landwirt Krzysztof Ruszczyński allerdings sieht auch die Obstbauern selbst in der Verantwortung. Die EU-Subventionen hätten zwar geholfen, die Qualität der Äpfel zu verbessern, andererseits aber zu überdimensionierten Plantagen geführt. «Neue Plantagen sollte ein Obstbauer nur anpflanzen, wenn er sicher ist, dass er einen Käufer hat.» Ruszczyński ist dennoch zuversichtlich: «In schwierigen Zeiten haben die Polen immer zusammengehalten.»

Auf diese Solidarität hat auch die Kampagne «Äpfel essen gegen Putin» gesetzt,

die schon mehrere Wochen vor Beginn der Ernte startete. Prominente zeigten sich Äpfel essend in der Öffentlichkeit, allorts wurden die Früchte verschenkt und angepriesen. Die französische Supermarktkette Intermarché erklärte das Apfelessen gar zur patriotischen Pflicht.

Auch wenn einige dies als geschmacklosen Marketingtrick entlarvt haben, zeigt die Kampagne Wirkung. «Viele Kunden fragen nach der Herkunft der Äpfel», erzählt eine Obsthändlerin in Konin.

Auch im Supermarkt selbst sind viele Käufer kritisch geworden, erzählt die Filialleiterin: «Die Leute zeigen sogar mit dem Finger auf Produkte, die im Geschäft stehen und die ich nicht einkaufen sollte, weil sie aus Russland kommen.» Sie hält es aber auch für möglich, dass Grosseinkäufer und Supermärkte die Situation der Apfelbauern ausnutzen und günstigere Preise von den Obstbauern verlangen.

Eine andere Obsthändlerin dagegen schüttelt nur den Kopf über den Apfel-Rummel: «Ich kaufe meine Ware seit 25 Jahren auf dem Grossmarkt von Kalisz und kann sagen, dass weder die Preise gefallen sind, noch dass die Leute mehr Äpfel kaufen.»

tageswoche.ch/+zs8pg

Reaktionen aus der Community

von Roland Stucki
• Man glaubt kaum, dass sogenannte erwachsene Menschen solche Spiele spielen. Im Kindergarten ist das ja noch o.k., aber schon dort lernt man, sich zu arrangieren und zu vertragen.

ANZEIGE

Audi Swiss Service Package+

Reparatur 3 Jahre oder 100 000 km
Service 10 Jahre oder 100 000 km
Es gilt jeweils das zuerst Erreichte



WORLD CAR OF THE YEAR
2014 WORLD CAR AWARDS

Der Audi A3. Fahren Sie den Gewinner.

Jetzt CHF 269.-/Mt. inkl. 10 Jahren kostenlosem Service

3,3% Leasing auf den Audi A3 Sportback Attraction 1.2 TFSI, 6-Gang, 110 PS, Normverbrauch gesamt: 4,9 l/100 km, 114 g CO₂/km (Durchschnitt aller verkauften Neuwagen: 148 g/km), Energieeffizienz-Kategorie: B. Gültig bis 30.9.2014. Finanzierung über die AMAG Leasing AG. Effektiver Jahreszinssatz 3,3% (Laufzeit 48 Mte./10 000 km/Jahr), CHF 30 640.-. Anzahlung 20% CHF 6128.-, Leasingrate CHF 269.-/Mt., exkl. obligatorischer Vollkaskoversicherung. Die Kreditvergabe ist unzulässig, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Preise inkl. MWSt.

ASAG Gellert

St. Alban-Anlage 72, 4052 Basel
info.gellert@asag.ch, www.asag.ch

Verkaufsstelle:

ASAG Rheinfelden

Zürcherstrasse 34, 4310 Rheinfelden
info.rheinfelden@asag.ch, www.asag.ch

Audi Vorsprung durch Technik 

Bildstoff**360°**

tageswoche.ch/360

Zermatt

Ave Caesar: Auf dem Gornergrat kämpfen die Schwinger vielleicht nicht in der grössten Arena der Schweiz, aber in der höchsten. Und ein majestätischer Zuschauer ist ihnen auch gewiss, wenn sie auf 2500 Metern über Meer ins Sägemehl krachen.

THOMAS HODEL/REUTERS

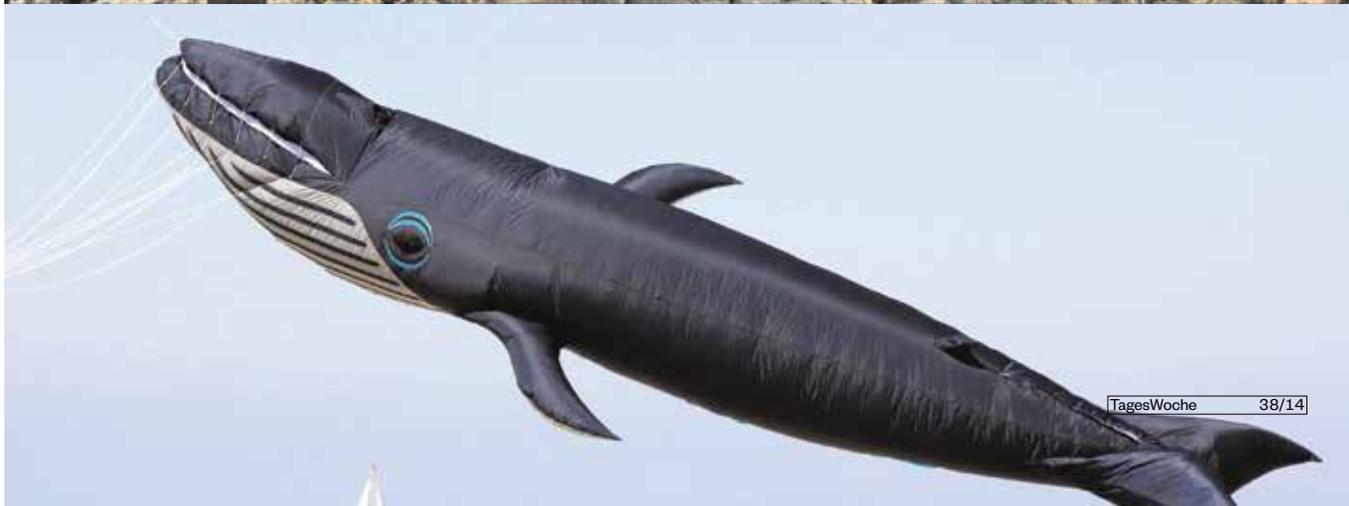
**Multan**

Der Albtraum nimmt kein Ende: Dieses Kind wartet mit seiner Familie und Hunderttausenden anderen auf Hilfe. Die heftigsten Monsun-Überschwemmungen in Pakistan und Indien seit einem halben Jahrhundert haben 450 Menschen in den Tod gerissen.

ZOHRA BENSEMRA/
REUTERS**Bondi Beach**

Wenn am berühmtesten Strand Sydneys Drachebauer aus aller Welt das «Festival of the Winds» feiern, heben selbst die Wale ab.

DAVID GRAY/REUTERS





Strasbourg

Die Elsassmetropole haben die Zombies bereits erobert. Steht als Nächstes Basel auf ihrem Speiseplan? Seit 2010 jedenfalls fand auch hier der jährliche «Zombie Walk» statt. Wir haben Sie gewarnt!

VINCENT KESSLER/
REUTERS



Misano Adriatico

Auf den Spuren von Lucky Luke: Schneller als sein Schatten ist Valentino Rossi beim Training zum San Marino Grand Prix noch nicht. Aber immerhin schon mal schneller als sein Töff.

MAX ROSSI/REUTERS



Hunderte von Flüchtlingen aus Afrika warten in Calais auf ihre Chance zum Sprung nach England. Doch dort sind sie ebenfalls nicht willkommen.

Ein Stück Dritte Welt mitten in Europa

In Calais warten mehr als 1000 Migranten auf den grossen Sprung über den Ärmelkanal. Jeden Tag werden es mehr.

FOTO: REUTERS



von Stefan Brändle

Reglos sitzt der Mann vor dem fünf Meter hohen Zaun, den Blick durch die Eisenmaschen auf das Meer gerichtet. Vielleicht träumt er von seinem Eldorado, dem nur 33 Kilometer entfernten England, wo er Aufnahme und Arbeit zu finden hofft.

Vielleicht plant er auch den nächsten Einsatz und überlegt sich jeden Handgriff, nachts, beim Sprung über den Stacheldraht und dann auf einen der Sattelschlepper, die langsam durch das riesige Hafengelände von Calais kurven, um sich auf die Fähre nach Dover einzuschiffen.

Niemand hier an der Carnot-Schleuse interessiert sich für den Migranten auf der Parkbank. Wie er warten derzeit mehr als tausend in Calais auf den grossen Sprung. Und jeden Tag werden es mehr.

Vergangene Woche demonstrierten vor dem Rathaus 300 Rechtsextreme des Vereins «Sauvons Calais» («Retten wir Calais»), dessen Anführer ein Hakenkreuz auf seiner Brust tätowiert hat. «Sie verdrecken die Stadt», hiess es auf einem Transparent, auf einem anderen: «Werfen wir sie raus!»

Mehr Einwohner berührt indes das harte Los der Flüchtlinge; einzelne Familien haben einen Somalier, Iraker oder Afghanen bei sich aufgenommen. Die schweigende Mehrheit von Calais schaut gar nicht mehr auf, wenn ihnen die dunkelhäutigen Männer auf dem Trottoir entgegenkommen – sie gehören längst zum Stadtbild. «Sie wirken erschöpft, werden aber nie aggressiv», meint der Wirt im Bistro La Nex, wo einzelne Flüchtlinge ihre Handybatterien aufladen kommen.

Bei Lidl, dem billigsten Supermarkt im Ort, decken sie sich mit Hühnerfleisch, Biskuits und Tee ein. Auch Omar und Asim, zwei Eriträer, schultern dicke Einkaufstaschen. Auf dem Rückweg erzählen sie, wie sie durch den Sudan und die Sahara flüchteten. Ein Schlepper brachte sie an den gefürchteten libyschen Milizen vorbei ans Mittelmeer; dort setzten sie im Gummiboot nach Italien über und gelangten ohne Polizeikontrolle nach Nordfrankreich.

Die LKW-Fahrer bezahlen Bussen, wenn sie mit Migranten erwischt werden. Nun bewaffnen sie sich mit Schlagstöcken.

Ihr Ziel ist London. England gewähre Flüchtlingen Asyl, bilde sie aus und gebe ihnen Arbeit, meint der flauschbärtige Asim, der sein Alter mit 17 angibt, um als minderjährig durchzugehen. «England is very nice for us», radebrecht er voller Überzeugung.

Die beiden Ostafrikaner schlagen einen Weg über ein stillgelegtes Eisenbahngleis ein. Bei einem halb versumpften Stadtkanal seifen sich ein paar Männer unter ei-

nem Abflussrohr ein. «Manchmal kommt Wasser», erklärt Omar, «manchmal aber auch giftige Chemie aus der Farbenfabrik dort drüben.»

Aber die Migranten, die hier in den Sanddünen leben, halten es ohne Waschmöglichkeit nicht aus. «Ohne Wasser kriegst du die Krätze, die Hautkrankheit. Und wenn sie einer hat, springt sie auf alle anderen über», erklärt der 43-Jährige, der seine drei Kinder in Eritrea zurückgelassen hat, aber nur wegen ihnen nach England will: «Ich bin zu alt, um mich um meine Zukunft zu sorgen, aber ich will, dass meine Kinder nach Europa kommen und ein würdiges Leben führen können.»

Auf dem Weg über die verrosteten Schienen kommen uns zahlreiche Männer entgegen. «Sie gehen an eine Demonstration gegen die Leute, die uns nicht wollen», meint Asim. Gegen die extreme Rechte also.

Die beiden Eriträer gehen allerdings nicht hin. Sie seien es nicht gewöhnt, politische Parolen zu skandieren, meint Omar. In ihrer Hauptstadt Asmara lande man schnell im Gefängnis, wenn man etwas Falsches sage. «Nein», korrigiert Asim sarkastisch, «schon wenn man was Falsches denkt.»

«Willkommen im Dschungel»

Am Stadtrand schlüpfen Omar und Asim hinter ihren Lidl-Säcken durch ein Loch im Maschendraht: «Willkommen im Dschungel – so heisst unser Lager.» Es geht durch dichtes Gebüsch, auf dem Kleider zum Trocknen ausgebreitet sind. «Hier erhalten wir meist Wasser», sagt Omar, auf eine Getränkefirma auf der anderen Strassenseite zeigend. In einer improvisierten Küche reinigt eine junge Frau einen Esstopf.

Das wilde Lager ist eigentlich ein Fussballfeld. An den Seitenlinien reihen sich blaue Zelte von «Médecins du Monde». Humanitäre Helfer sind aber nicht zu sehen. Und zwischen den Toren spielt niemand Fussball. Eine fühlbare Spannung liegt in der Luft. Die Polizei kann den Platz jederzeit räumen, wie im vergangenen Mai. Ausserdem kam es hier unlängst zu einem Streit, bei dem etliche Flüchtlinge mit Messerstichen verletzt wurden.

Warum? «Die Sudanesen kontrollierten die besten Standplätze, wo man auf die Laster aufspringen kann», erklärt Asim. Am Nordende des Fussballfeldes klettert der junge Eriträer die Böschung hoch.

Bewachsene Sanddünen erstrecken sich bis zum Meer, unterbrochen von der Nationalstrasse N216, der Zufahrt zum Fährhafen. Bei den Verkehrskreiselns müssen die Laster bremsen. «Dort warten wir nächstens hinter den Büschen, um aufzuspringen.»

Asim hat es zweimal versucht. Erfolglos, leicht verletzt. Der schlaksige Bursche wirkt nicht wie ein Stuntman. Er sagt es nicht, aber aus ihm sprechen Zweifel. Die Chauffeure wappnen sich immer besser, denn sie zahlen eine saftige Busse von mehr als tausend Pfund, wenn sie in Dover

mit Migranten an Bord erwischt werden. Sie installieren Kameras am Heck ihrer Gefährte und bewaffnen sich mit Schlagstöcken.

Früher schafften es jede Nacht etwa zwanzig Flüchtlinge ins gelobte England. Das entspricht etwa der Zahl der täglichen Ankünfte in Calais. Jetzt gelingt die Kanalüberquerung aber nach Polizeischätzungen nur noch einer Handvoll Migranten pro Tag; durch den hochgesicherten Eisenbahntunnel unter dem Meer versuchen sie es gar nicht mehr erst.

Die Briten wollen keine Revision des europäischen Asylrechts. Sie schenken Calais bloss die Umzäunungen des letzten Nato-Gipfels.

So stauen sie sich in den wilden Lagern rund um die Stadt. Calais, der wenig einladende Grenzort, wo Reisende kaum je halt machen, ist für sie zur Sackgasse geworden.

Vor einer Woche entlud sich die Spannung auf eine neue Art. Mehrere Hundert Migranten drangen erstmals en masse in die bewehrte Hafenzonen ein. Sie überrannten die Sperrungen und liefen direkt auf die Fähren zu. Im letzten Moment konnte das Personal die Ladebrücken hochziehen. Die Migranten standen am Ende der Quais, wussten nicht mehr weiter und liessen sich von der Polizei abtransportieren. Die allermeisten kamen wieder frei.

Die absurde Situation dieser Sisyphus-Migranten im Herzen von Europa ruft nach einer Revision und einer Harmonisierung des europäischen Asylrechts. Die Briten wollen aber nicht. Sie schenken Calais bloss die Umzäunungen des letzten Nato-Gipfels.

Die konservative Bürgermeisterin von Calais, Natacha Boucard, eine ehemalige «Sarkozystin», verweigerte den Migranten jahrelang jede Hilfe. Doch vor einer Woche setzte sie im fernen Paris durch, dass die Flüchtlinge wenigstens tagsüber ein Empfangsareal erhalten.

Dort sollen sie essen und sich waschen können; ausserdem wird die Uno-Flüchtlingsagentur UNHCR ein Büro einrichten, das laut ihrem Delegierten William Spindler eine «korrekte Auskunft über die Realität in England» vermitteln soll. Es soll den Migranten klarmachen, dass sie es jenseits des Ärmelkanals nicht unbedingt leichter haben als auf dem europäischen Festland.

Bei Asim und Omar ist die Botschaft noch nicht angekommen. Sie interessieren sich nicht für das UNHCR, sondern für den Wetterbericht. «Heute Nacht soll es bewölkt sein», freut sich Asim. «Da sehen uns die Chauffeure nicht, wenn wir auf die Laster klettern.»

tageswoche.ch/+yxx05

×

Früher war er nicht der Pünktlichste im Training. Dafür konnte es ihm mit der Karriere nicht schnell genug gehen. Heute ist Taulant Xhaka gereift – und Stammspieler.

Ein Lausbub wird erwachsen



Der «Pitbull» leger in Zivil: Auf dem Platz aber ist Xhaka unerbittlich. FOTO: FRESHFOCUS

von Florian Raz

Lausbub. Es ist das Wort, mit dem Xhaka sich selber beschreibt, wenn er auf seine Lehrjahre beim FCB und danach bei den Grasshoppers angesprochen wird.

Lausbub. Klingt irgendwie frech, aber niedlich. Das war Xhaka allerdings wohl nicht immer. «Taulant war labil, als er zu uns kam», erzählte Captain Veroljub Salatic der «Aargauer Zeitung» über Xhakas Zeit bei GC.

Vielleicht war er in seiner Anfangszeit als Fussballprofi mit den Gedanken einfach einen bis zwei Schritte weiter als mit den Füßen. Schnell stellte er Ansprüche, nachdem er als 19-Jähriger ins Basler Fanionteam aufgenommen worden war. Er hatte aber gleichzeitig Mühe mit der Disziplin, war «nicht immer ganz pünktlich», wie sich FCB-Sportchef Georg Heitz erinnert.

**«Er hat ein Löwenherz»,
sagt Captain Streller
über Xhaka, «wenn er
bei dir im Team spielt,
gewinnst du oft.»**

Der damalige Trainer Thorsten Fink fand keine Verwendung für Taulant. Und der musste zuschauen, wie ihn sein 17-jähriger Bruder Granit aus dem Stand überflügelte. Erst war der Jüngere mit der Schweizer U17 Weltmeister geworden, dann setzte er auch in der ersten Mannschaft des FCB zum Höhenflug an. Und Taulant, der Ältere, war zum Zuschauen verdonnert und liess sich schliesslich nach Zürich ausleihen.

Er selbst sagt, die steile Karriere des Bruders sei kein Problem für ihn gewesen:

«Granit hatte auch das Glück, das man im Fussball braucht.» Aber Heitz bringt die Unruhe des jungen Taulant durchaus in Verbindung mit den schnellen Erfolgen seines Bruders. Diese Ungeduld sei zwar typisch für junge Fussballer, bei Xhaka aber sei sie noch zusätzlich befeuert worden, «weil er immer seinen Bruder vor Augen hatte».

«Ich war früher nicht so ein Einfacher», gibt Xhaka selbst freimütig zu. Er kann das heute ganz ruhig sagen, weil das alles endgültig in der Vergangenheit zu liegen scheint. Der Lausub von damals ist in der Zwischenzeit erwachsen geworden. Und sozusagen als Belohnung durfte er als unbestrittener Stammspieler damit rechnen, am Dienstag mit dem FCB gegen das grosse Real Madrid aufzulaufen.

Heitz sagt, Xhaka sei als Spieler gewachsen: «Er weiss jetzt, dass er erst Leistung zeigen muss, ehe er Forderungen stellen kann.» Und Marco Streller befindet: «Die zwei Jahre bei GC haben ihn enorm reifen lassen.»

Der FCB-Captain hatte schon früh an Xhakas Führungsqualitäten geglaubt und ihn bereits unter Fink in den Mannschaftsrat berufen: «Das war vielleicht etwas früh. Aber er war schon damals ein sehr umgänglicher Typ.»

Vor dem Besuch im Madrider Estadio Bernabeu ist Xhaka jener Basler, der in der laufenden Saison auf die meisten Einsatzminuten des gesamten FCB-Kaders kommt – und alle externen Beobachter reiben sich die Augen.

Dabei war Xhaka schon letzte Saison unter Murat Yakin jener Feldspieler, der über alle Wettbewerbe gesehen am drittlängsten auf dem Feld gestanden war. Bloss ist das damals fast niemandem aufgefallen. «Keine Ahnung, warum die Leute das damals nicht bemerkt haben», rätselt Xhaka selbst, «kein Plan.»

Es dürfte schlicht an seiner Position liegen. War Xhaka unter Yakin noch als Ausenverteidiger unterwegs, ist er nun dorthin zurückgekehrt, wo er bereits als Junior gespielt hat: ins Zentrum, ins Herz des Spiels. Für Sousa wurde er zum bislang unverzichtbaren Scharnier zwischen Innenverteidigung und Mittelfeld.

Für Heitz und Streller ist es keine Frage, was Xhaka dazu befähigt, auf dieser zentralen Position zu spielen. «Er hat ein Löwenherz», sagt Captain Streller, «wenn er bei dir im Team spielt, gewinnst du oft.» Sportchef Heitz befindet: «Er hat eine einzigartige Fähigkeit.» Und sagt dann nur ein Wort: «Pitbull.»

Drei Trainer können nicht irren

Es ist die unerbittliche Zweikampfstärke und -härte, die Xhaka vor vielen anderen Spielern auszeichnet. Selbst wenn Streller sich beeilt anzufügen: «Er hat auch eine sehr gute Technik. Auch wenn das einige nicht so sehen wollen.»

Gut möglich, dass Xhaka einer von dieser Sorte Spieler ist, die von Trainern geliebt und vom Publikum übersehen werden.

«Wir haben nun bereits den zweiten Trainer, der auf ihn setzt», sagt Heitz. Heisst: Xhaka hat Qualitäten, persönliche Vorlieben eines Coaches sind ausgeschlossen.

Xhaka zählt beim FCB zu den Ur-Baslern, geboren im Uni-Spital, und nicht in Pristina, wie es auf Wikipedia heisst.

Und eben erst ist ein dritter Trainer dazu gekommen, der auf Xhakas Fähigkeiten steht. Gianni De Biasi hat ihn nicht nur für das Nationalteam Albanien aufgeboten. Xhaka war auch während des gesamten Spiels auf dem Feld, als die Albaner in der EM-Qualifikation einen 1:0-Coup in Portugal landeten. Seine Aufgabe? Ganz ähnlich wie die beim FCB: «Ich sollte dem Trainer helfen, defensive Lücken zu stopfen. Das hat ganz gut geklappt.»

Bis zu seinem Einsatz in Portugal wäre Xhaka auch für das Schweizer Nationalteam spielberechtigt gewesen, in dem sein Bruder aufläuft. Schliesslich sind die beiden in Basel im St. Johann aufgewachsen. Söhne einer echten Arbeiterfamilie, die Mutter bei Thomy angestellt, der Vater Gärtner.

Der Entscheid für Albanien sei keiner gegen die Schweiz gewesen, erklärt Xhaka,

sondern schlicht und einfach eine realistische Einschätzung seiner Situation: «Die Schweiz hat sehr viele gute Zentrumsspieler, die Chance spielen zu dürfen, schien gering.»

Nun spielt er eben für Albanien und fühlt sich trotzdem als Basler. Denn hier ist er geboren – und nicht in Pristina, wie die deutsche Wikipedia-Seite behauptet. «Im Uni-Spital», wie er präzisiert.

Taulant Xhaka ist neben Marco Streller und Philipp Degen also der dritte Ur-Basler, der sich zum Stamm des heutigen FCB-Teams zählen darf.

Auch das scheint dem Basler Publikum bislang tendenziell verborgen geblieben zu sein. «Aber vielleicht braucht das einfach etwas Zeit», vermutet Xhaka.

So, wie es halt auch Zeit gebraucht hat, bis aus dem Lausub ein richtiger Profifussballer geworden ist, der im Bernabeu gegen Real Madrid antreten darf.

tageswoche.ch/+qrx65 ×

ANZEIGE

PALLIATIVZENTRUM
HILDEGARD





TAG DER OFFENEN TÜR
SAMSTAG, 27. SEPTEMBER 2014, 11–17 UHR

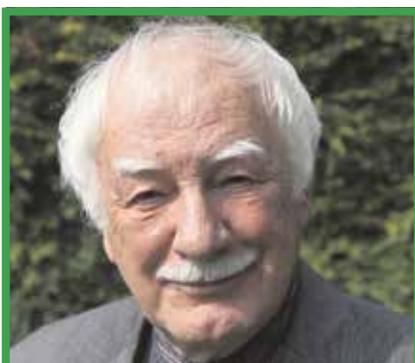
Informationsstände
mit persönlicher Beratung über Pflege, Physiotherapie, Musiktherapie, Aromapflege und mehr; Gaststände von Onko-Spitex, GGG Voluntas und dem Palliative Care Team des Universitätsspitals Basel

Vorträge
Krebsliga beider Basel
Die Entwicklung der Palliative Care, Dr. Ben Zylicz

Für den Gaumen
Flammkuchen aus dem Ofen und Leckereien vom Grill, ab 14 Uhr selbst gebackene Kuchen

Unterhaltung
Alphorn, Babette Wackernagel Batcho, 11.30 Uhr
Band «Profiles», 13.30 und 15 Uhr

Palliativzentrum Hildegard, St. Alban-Ring 151, 4002 Basel
Tel. +41 61 319 75 75, Fax +41 61 319 75 59, info@pzhi.ch, www.pzhi.ch

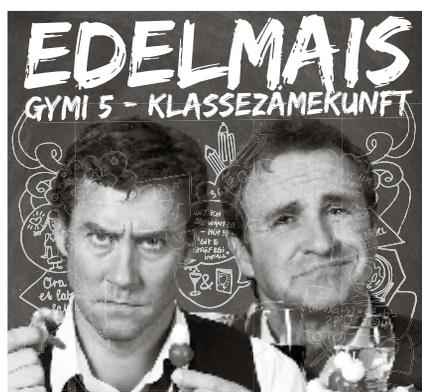


«Jetzt 2 x Nein zur Zersiedlung.
Sonst haben wir nachher
nichts mehr zu sagen.»

Professor Werner Gallusser,
Humangeograph, SP

2x NEIN!

zur Zersiedlung Süd und Ost am 28. September



DO. 27.11.2014

MUTTENZ MITTENZA

PRÄSENTIERT VON: **SAMSUNG**

WWW.STARTTICKET.CH
0900 325 325 (CHF 1.19/MIN AB FESTNETZ),
POST ODER ALLEN STARTTICKET VVK-STELLEN



THEATER
im Teufelhof Basel

**JOACHIM
RITTMAYER** «ZWISCHENSAFT»

11.-13., 18.-20. UND
25.-27. SEPTEMBER
(DO - SA)
20.30 UHR

Mundart und
Deutsch

WWW.THEATER-TEUFELHOF.CH



Präsidiyaldepartement des Kantons Basel-Stadt

Kantons- und Stadtentwicklung

► Gleichstellung von Menschen mit einer Behinderung

Montag, 22.9.2014, 18.15–19.30 Uhr

Ackermannshof, Basel

IM GESPRÄCH

Martin Haug trifft

Klaus Birnstiel
denkt auf Rädern

Musikalischer Auftakt: Denis Wagner, voc.

LENGSFELD



BILDUNGSZENTRUM kvBL
Reinach. Muttenz. Liestal.

2 Talente = 1 Karriere

Informatik plus Betriebswirtschaft:
Die perfekte Karriere beginnt mit dem
Diplomstudium Wirtschaftsinformatik.

Mehr auf

WWW
bildungszentrumkvbl.ch/plus

Bildungszentrum. Aufwärts, bitte.



**Tages
Woche**

Kundencenter Basel Mitte

Wir freuen uns auf Ihren Besuch an der Ecke Rümelinsplatz / Grünpfahlgasse.
Neue Medien Basel AG, Tel. 061 561 61 50
Öffnungszeiten: Mo. bis Fr. von 8.30–12 und 13–17 Uhr
info@neuemedienbasel.ch

Trotz Real-Klatsche und deutlichen Mängeln wähnt sich der FCB auf dem richtigen Weg. Und Paulo Sousas Vertrauensfrage an die Mannschaft soll ein rhetorisches Stilmittel gewesen sein.

Alles eine Frage des Vertrauens

von Florian Raz

Nein, nein, beeilte sich Georg Heitz am Abflugterminal in Madrid festzuhalten, eine Vertrauensfrage sei das nicht gewesen, die Paulo Sousa seiner Mannschaft nach der deutlichen 1:5-Niederlage bei Real Madrid gestellt habe. Der Trainer des FC Basel hatte seine Spieler in der Kabine des Bernabeu gefragt, ob alle weiterhin vom gemeinsam eingeschlagenen Weg überzeugt seien. Die Antwort in der Nacht auf Mittwoch: ein einstimmiges Ja.

Eine rhetorische Frage sei das gewesen, schildert Heitz aus dem Intimbereich der Mannschaft, «keine Vertrauensfrage, eher ein Appell, eine Frage der Philosophie». Der FCB habe sich unter Sousa nun einmal entschlossen, überall mitspielen zu wollen, auch gegen das übergrosse Real, sagt der Basler Sportdirektor: «Wir hätten uns auch hinten reinstellen können, was sicher einfacher gewesen wäre.» Oder vielleicht auch: realistischer.

Wobei Sousa in Madrid ja durchaus je nach Auslegung sieben bis acht Defensivleute unter seinen Feldspielern hatte. Bloss, dass diese nie eine Einheit bildeten, die einen Zugriff auf die Madrider Offensive gefunden hätte.

Nun, da der FC Basel bei der Expedition zum Mittelpunkt der Fussballwelt mit seiner Herangehensweise Schiffbruch erlitten hat, soll Sousa die Frage nach dem eingeschlagenen Weg als Motivation eingesetzt haben. «Es war ein Stilmittel», sagt Heitz, «er wollte den Spielern zeigen, dass nicht alles schlecht war, was sie gemacht haben.»

«Ein 1:5 bei Real Madrid ist nicht der Moment, um grundsätzliche Fragen zu stellen», sagt Georg Heitz.

Captain Marco Streller erzählt, der Trainer habe gefragt: «Ob wir so weiterfahren wollen, dass wir auch gegen grosse Teams wie Real Madrid offensiv mitspielen wollen.» Der Profifussball als basisdemokratischer Akt? Das wäre in der Tat merkwürdig. Wohl eher war Sousas Ansprache ein Einschwören auf die Art, wie der Portugiese Fussball spielen lassen will. Keine Vertrauensfrage also, sondern eher eine Frage des Vertrauens.

Wo der von Paulo Sousa viel bemühte Prozess hinführen soll, ist auf dem Feld bislang jeweils nur phasenweise erkennbar. Wofür es durchaus Argumente gibt – zwei Monate nach dem Saisonstart unter einem neuen Trainer und mit einer Mannschaft, die kräftig umgebaut worden ist.

Noch hat der Portugiese das Team nicht so weit, dass es Stilsicherheit ausstrahlt. Oder den Kampf aufnimmt. Vor Jahresfrist hatte Marco Streller nach dem Coup gegen Chelsea noch geschwärmt von «elf Löwen mit zwei Herzen und drei Lungen». Eine vergleichbare Euphorie löst die aktuelle FCB-Ausgabe noch nicht aus.

Und dennoch, unterstreicht Heitz, habe der FCB «national von der Punkteausbeute her einen guten Start hingelegt. Wir müssen die Kirche im Dorf lassen. Ich denke nicht, dass ein 1:5 bei Real Madrid der Moment ist, um grundsätzliche Fragen zu stellen.»

Beim FCB sind sie jedenfalls überzeugt davon zu wissen, auf welchem Weg sie sich befinden mit ihrem neuen Coach. Und auch, dass dieser Weg der richtige ist. Selbst wenn es so wirkt, als ob vieles im FCB-Labor noch in der Experimental-Phase

steckt. Sousa dreht hier an einem Rädchen, baut dort etwas Neues zusammen und spricht von den Spielern wie von Spezialwerkzeugen, die ihm «Lösungsmöglichkeiten» geben – und schliesslich vermischt sich alles – zum Prozess. Für Ausstehende nicht immer nachvollziehbar.

Streller: «Ich stehe zur Philosophie»

Wie Sousas Personalentscheidungen, die Angriffsflächen bieten. Marek Suchy setzte er einen Monat lang nicht ein, um ihn dann ohne Spielpraxis gegen Real Madrid ins kalte Wasser zu werfen in einer Abwehrformation, die so zuvor noch nicht auf dem Platz gestanden hatte. Und Topscorer Shkelzen Gashi liess er in Madrid 92 Minuten lang auf der Bank.

Marco Streller zumindest holte nach dem Schlusspfiff in Madrid zum Plädoyer für die Arbeit aus, die derzeit in Basel geleistet wird. «Was mir gefällt, ist, dass wir eine Philosophie haben», erklärte der FCB-Captain, «wir wollen mitspielen. Und dann läufst du gegen Real Madrid, die beste Mannschaft der Welt, halt auch mal in ein 5:1. Aber ich stehe zu dieser Philosophie.»

tageswoche.ch/+ctup7

×

Ernste Gesichter, aber im Grundsatz zufrieden: die FCB-Cheftage. FOTO: MEINRAD SCHÖN



Lappland

Für Reisende bietet Lappland ein Naturspektakel. Hier leben kann aber nur ein spezieller Menschenschlag.

Die magische Welt der Samen

von Tino Bruni

Er hat hier seinen Frieden gefunden, seinen letzten Frieden auch. Hans-Ueli Schwaar, der 93-jährige Schriftsteller und Übersetzer, musste lange dafür kämpfen. Im Alter heim in der Schweiz, da mochte er, der so viele Jahre in einfachsten Verhältnissen bei grösstmöglicher Freiheit im hohen Norden verbracht hat, nicht seinen Lebensabend verbringen. Die Natur, die ursprüngliche, unberührte, ja magische, sie wollte ihn wieder haben, für ein letztes Mal. Lappland hat den Emmentaler in seinen Bann gezogen, am 7. Februar 2014, gut zwei Wochen nach meinem Besuch und kurz nach seinem 94. Geburtstag, für immer.

Meine Reise zu ihm war schön und beschwerlich. Beschwerlich vor allem wegen meiner Daunenjacke, die ich kurz vor Abreise noch rasch imprägnierte. Bei minus

34 Grad, die für die kommenden Januartage in Äkäslompolo, meinem Reiseziel, angesagt waren, eine gute Idee, dachte ich. Denn Schnee macht nass, und nass gibt kalt. Tödlich kalt in meiner Vorstellung.

Gegen den entsprechend chemischen Giftgestank konnte dann leider selbst eine gute Stunde in der Smoking Lounge am Flughafen Zürich nichts ausrichten. So sass ich da, umhüllt von Rauch, wartete auf meinen Flug und ärgerte mich. Und ärgerte mich noch mehr, als ich meine Flugkumpanten betrachtete. Als wären sie am Bahnhof Zwingen im Laufental, bereit für einen Herbstspaziergang. So sahen die aus.

Im Einklang mit der Natur

Doch all die Leute ohne dicke Daunenjacken, sie hatten völlig recht: Minus 34 Grad in Lappland, das ist zwar kalt genug, um aus Nasenhaaren sofort feinste Eiszapfen zu machen, kaum hat man einen beheizten Raum verlassen. Kalt genug, um sich auf einer Huskytour eine Frostbeule am Fuss zu holen, weil man, was ja durchaus passieren kann, die Kontrolle über den Hundeschlitten verloren hat, und Prellungen sich mit Kälte offenbar nicht gut verstehen.

Sonst aber sind minus 34 Grad in Lappland absolut trocken. Auch der Schnee: furztrocken. Nass wird man hier nur nach der Sauna im Eisloch. Chemie auf der Jacke war also schlicht und einfach eine Furzidee. Zumal man bei kalteexponierten Aktivitäten von den Veranstaltern mit allem nötigen Material eingedeckt wird.

Von der Jacke abgesehen war mein Flug traumhaft. Als sich die Wolkendecke über Südschweden auflöste, wurde ich in meinen Bubentraum zurückversetzt: Pilot werden! So schön! Blick nach hinten: ein Sonnenuntergang, der den Himmel so rot einfärbt, als würde er brennen. Blick nach unten: ein verwirrendes Schauspiel. Ob das noch kleine Wolkenreste sind? Inseln? Oder gar Eis auf offenem Meer? Gefrorenes Meer?! Blick nach vorne: unendlich weites, tiefes Dunkelviolett, in dem sich unser Flugzeug zu verlieren droht. Ein surrea-

les Weltuntergangsszenario, das ich mir herrlicher nicht hätte erträumen können.

Als wir gegen 16 Uhr landeten, war es bereits dunkel wie um Mitternacht. Das vorher unter uns, waren tatsächlich Eisflächen, hörte ich beim Aussteigen jemanden sagen.

Die Dunkelheit in Lapplands tiefstem Winter hat Hans-Ueli Schwaar nie gestört. «Ich wollte hier vor allem schreiben. Man kann ja auch das Licht anmachen, wenn man etwas sehen muss», findet er. Geschrieben hat er hier viel und erfolgreich. Dafür, wie er den «wichtigsten Roman der finnischen Literatur» übersetzt hatte, gab es vom Staatspräsidenten persönlich das weisse Ritterkreuz, die höchste Auszeichnung Finnlands überhaupt.

Stolz zeigte mir Schwaar seine Werke. Dazu gehören auch seine «Dokumente», wie er seine Aufzeichnungen über die Samen nennt, bei denen er 25 Jahre lang gelebt hatte. Keiner, der nicht selbst dazu gehört, kannte dieses nomadische Urvolk Lapplands besser als er. Dass ein Same einen Fremdling aufnimmt, wie das Schwaar beim Rentierhirten Iisakki-Matias geschah, kommt ansonsten nie vor.

Die samische Kultur sei eben eng mit Übersinnlichem verwoben, sagte Schwaar. Und dieses übersinnliche Etwas habe ihn quasi zu Iisakki-Matias gebracht. Drei zufällige Begegnungen, stets an der gleichen Bushaltestelle irgendwo im Nirgendwo, führten am Ende dazu, dass er in Iisakki-Matias Hütte einzog, als wäre es die natürlichste Sache der Welt. «Hier denkt man, dass man die Dinge, die man benötigt, auch bekommt.» Alles sei ein Geschenk von Oben, daher richtig, selbst wenn es die Kälte ist – oder der Tod. So habe es auch für Iisakki-Matias' Umfeld gestimmt, dass plötzlich «einer aus dem Süden» bei ihm lebte.

Um mehr über die Kultur der Samen zu lernen, belegte Schwaar auch Vorlesungen an der Uni Tampere. Doch dort sei das letzte Dokument über die Samen vor 200 Jahren verfasst worden, und das aus der Sicht der Missionare. «Das hatte nichts mit dem zu tun, was ich bei den Samen erlebt habe. Das sagte ich der Professorin. Die wollte dann, dass ich selbst Vorlesungen halte.» Auch dafür erhielt er später eine Auszeichnung, dieses Mal von der Universität.

«Wissen ist nicht wichtig.»

In der samischen Kultur spielt das Rationale eine untergeordnete Rolle.

Einen Einblick in die traditionelle Lebensweise der Samen bieten nun andere an. Marjut und Sami Tiensuu zum Beispiel haben auf ihrer Rentierfarm, gut eine Autostunde von Äkäslompolo entfernt, ein kleines Samen-Museum eingerichtet. Dort angekommen, umgibt mich erst ein seltsames Geräusch. Es ist stockdunkel. Dass ich von einer ganzen Herde Rentiere umzingelt bin, realisiere ich erst, als Marjut eine Taschen-

ANZEIGE



«Für Natur und Zukunft:
2 x Nein zu diesem Unsinn!»

Jörg Stähli,
ehemaliger Gymnasiallehrer,
WWF Region Basel

2x NEIN!

zur Zersiedlung Süd und Ost am 28. September



Ein warmes Herz, selbst wenn das Meer zufriert: das Samen-Paar Tiensuu. FOTO: T. BRUNI

lampe anmacht – und über mein überraschtes Gesicht lacht. Sie begrüsst mich herzlich. Sami hingegen sagt kein Wort, den ganzen Abend nicht. Er spricht nur mit Gesten, dies dafür nicht minder herzlich.

Sami gehört selbst zum Volk der Samen. Er zeigt mir Erbstücke, die er im Museum ausstellt, etwa eine lustige Mütze mit grossen Pompons. «Je grösser der Pompon, desto reicher die Familie», erklärt mir seine Frau. Ich verkneife mir die Frage, wie viele Rentiere die beiden besitzen. Es wäre etwa so unanständig, wie wenn man in der Schweiz jemand fragen würde, wie viel Geld er auf dem Konto hat.

Stattdessen erzählt Marjut am gemütlich warmen Kaminfeuer von der Kunst der Rentierzucht. Dass die Tiere von Frühling bis Herbst frei in der Natur leben und erst auf den Winter hin zur Farm zurückkehren. Oder dass jeder Rentierbesitzer seinen Tieren ein Zeichen in die Ohren schneidet, um

sie im Herbst wieder zu erkennen. Und dass ihre Familie, obwohl sie auf mich eher tierreich wirkt, nicht vom Fleischverkauf allein leben könnte. 50 Prozent ihrer Einnahmen schöpften sie aus dem Tourismus. Dafür bietet Marjut mit ihrem Mann Schlittentouren an, die Rentiere müssen ziehen.

Die neue «Ruhe des Nordens»

Die Spuren des Tourismus sind in Äkäslompolo nicht zu übersehen, auch wenn sich die zahlreichen Blockhütten, wie ich eine bewohnte, gut in den Wäldern verstecken. Im Dorfkern gibt es Pubs, Restaurants und ein viel zu grosses Einkaufszentrum für ein 400-Seelen-Dorf.

So urban wie die grossen Schweizer Skorteile sieht es hier zwar noch nicht aus. Aber man merkt: Beleuchtete Skipisten, Langlaufloipen à gogo und andere Outdoor-Aktivitäten ziehen auch hier die Menschen an, viele auch aus der Schweiz.

Lapplands märchenhafte Weihnachtslandschaften hätten aber besonders die Engländer für sich entdeckt, sagte mir die Husky-Tour-Führerin, mit der ich einen halben Tag unterwegs war. Während einige die Festtage an Orten wie «Santa Clause Village» oder im gigantischen Iglu-Hotel «Snow Village» verbrachten, blieben andere nur für das Christmas-Shopping und ein paar Schlittenrunden. Dann flögen sie bereits wieder zurück nach Hause.

Solche Entwicklungen gingen an Hans-Ueli Schwaar völlig vorbei. Er lebte innerlich noch immer in *seinem* Lappland; bei seinem Freund Isakki-Matias, dessen Hütte auch zu seiner Heimat geworden war. Von dem er, interessiert an der Kultur der Samen, alles habe wissen wollen – und schon am ersten Tag, nachdem er eingezogen war, lernen musste: «Wissen ist nicht wichtig.»

In der samischen Kultur geschehe Verstehen über das Herz, nicht über den Verstand. «Das ist eine andere Welt», sagte Schwaar und lächelte zufrieden. «Wer dahin geht, muss sich anpassen, nicht nur dem Klima, sondern auch in geistiger Hinsicht. Wer das europäische Denken beibehält, kann hier nicht leben.»

Eine Idee von Freiheit

Früher wurden die Samen lange von den Finnen unterdrückt. Die Samen, so Schwaar, liessen das über sich ergehen. «Das ist das friedliebendste Volk. Sie wehrten sich nicht, sondern zogen sich zurück. Sie kannten nur den Frieden und die Harmonie von Tier, Mensch, Natur und mit der oberen Welt.» Diesen Frieden und die daraus resultierende Freiheit habe er stets vermisst, wenn er mal wieder in der Schweiz war, etwa um seine Bücher zu drucken. Ob ich von jener Freiheit auch ein Stück mitnehmen könne, wollte ich von Hans-Ueli Schwaar wissen. Er überlegte lange. «In einer Stadt ist es halt schwer. Zu viele Zwänge, die sie erfüllen müssen. Aber je einfacher Sie leben, je weniger Sachen man hat, desto weniger belasten die Dinge und Pflichten. Überlegen Sie, was sie abgeben können.»

Auf meinem Rückflug denke ich lange über meine Begegnung mit Hans-Ueli Schwaar nach. Seine Geschichten von den Samen, die offenbar ganz anders leben (oder lebten) als wir, viel sinnlicher, im Einklang mit der Natur, ohne sich je aus der Ruhe bringen zu lassen – das regt schon zum Nachdenken an. Als ich mich schliesslich im Zug nach Basel hinsetze, nehme ich mir vor, bei der nächsten grösseren Kaufentscheidung an ihn zu denken. Ich atme einmal tief ein und merke: Meine Jacke hat den Giftgestank verloren. Ich schnuppere an meinem Ärmel. Er duftet nach Wald und nach Schnee. Ich fühle mich gut.

tageswoche.ch/+mtj60 ×

Diese Reise wurde von den SBB und Kontiki bezahlt. Der Artikel stammt aus dem Reisemagazin «Adieu Alltag – Orte zum Entdecken» der SBB und der TagesWoche (partner.tageswoche.ch/sbb).

SBB-Reise

Am 23. September ab 19 Uhr findet im Unternehmen Mitte in Basel ein Info-Abend über die nächste Lappland-Reise der SBB statt. Anmeldung: kommunikation.basel@sbb.ch

Lokalkrimis sind ein Trend, auch in Basel. Was macht sie so erfolgreich? Wir haben die Lupe ausgepackt.

Dem Morden in Basel auf der Spur

Krimi-Fans mögen Morde vor der eigenen Haustüre – im Buch.

FOTO: STEFAN BOHRER



von Valentin Kimstedt

Es ist auffällig: Wenn man in eine Buchhandlung geht, gibt es meist eine ganze Wand mit Krimis, die in Basel spielen. Manche tragen den Clou gleich im Titel und heissen «Basler Farben» (Hans Suter) oder «In Basel ist die Göttin los» (Michèle Sandrin). Andere bleiben im Titel erstmal ohne Ortsangabe, zum Beispiel «Die Tränen der Justitia» von Anne Gold. Von den Autoren hat man meist noch nicht gehört, wenn man nicht ein angefressener Krimileser ist.

Mit Hansjörg Schneider und seinen Geschichten von Kommissär Hunkeler ist das anders. Der gehört zum Gedächtnis der Stadt. Der lag auch in den Buchhandlungen aus, die sich ansonsten keinen Krimi ins Regal gestellt hätten. Und zum Teil bis heute nicht tun. Anne-Marie Pfister zum Beispiel hat damals eine Lesung mit Schneider veranstaltet, als er 1993 seinen ersten Krimi herausgab. Aber von den oben genannten Titeln will die Buchhändlerin vom Petersgraben nichts wissen. Ähnliches kommt bei einem Anruf bei der Zürcher Buchhandlung Calligramme heraus, einem der besten Buchläden der Stadt. Krimis verkaufe sie grundsätzlich nicht, sagt die Besitzerin Helene Lehmann, aber Hansjörg Schneider, doch doch, der sage ihr etwas.

Die Zutaten sind klar

Was ist der Unterschied? In allen genannten Büchern geht es um Mord, Totschlag und die Stadt Basel. Und auch wenn die Autoren nicht bekannt sind, die Verlage manchmal suspekt und die Titel in der Regel dick auftragen – warum nicht mal ein paar solche Bücher ausprobieren? Bei Suhrkamp ist man inzwischen schliesslich auch nicht mehr vor Reliefschrift auf der Frontseite gefeilt, über die ein brennendes Flugzeug hinwegrast. Und niemand soll sagen, dass Unterhaltung und Kunst zwei verschiedene Dinge seien.

Ich beige mir also einen Einkaufskorb aus der Krimiwand voll und richte mich ein: Sofa, Chips, abgestelltes Handy und keinen Computer. Ich beginne mit den «Basler Farben» von Hans Suter.

Direkt geht es in die Spelunken von Basel. «Vogelnest» heisst bei Suter der Stammladen von Luigi Spadola, Italiener zweiter Generation. Holztafelung, Stammgäste, Stange am Morgen, Männer. Ausser Susy, die allerdings nach all den Jahren im «Vogelnest» selber eine Art Mann geworden ist. «In diesem Männerverein war sie vollständig integriert und keiner käme mehr auf die Idee, sie irgendwie als Frau anzumachen. Vielleicht ähnlich wie bei gewissen Frauen, die sich bei schwindender Attraktivität einen grossen Hund zulegen, um in der Illusion leben zu können, sie würden von Männern aus Angst vor dem Tier nicht mehr angemacht.»

Der Spruch sitzt, man hört den Satiriker Suter, der lange Jahre bei Radio DRS und beim «Nebelspalter» unterwegs war. Wenn auch nicht mit grosser Bekanntheit.

Luigi jedenfalls ist ins «Vogelnest» gekommen, um seinem Ärger Luft zu machen. Sein ehemaliger Arbeitgeber, der Grossindustrielle Schwarzenbach, hat einen neuen Fahrer eingestellt, der den Job für einen Hungerlohn macht. Frechheit, findet Luigi. «Scheissausländer», ruft es hingegen vom Stammtisch herüber.

Die kleinen Stolperer

Suter baut seine Geschichte um die Feindlichkeit auf, die Zugewanderten in Basel entgegenschlägt. So weit, so gut. Doch das Thema macht das Buch noch nicht stark. Was bringt also der Held? An Kommissär Freuler sind zwei Eigenschaften charmant. Wenn er etwas erledigt hat (oder probiert), fragt er sich jedesmal, was er wohl als Nächstes tun solle. Kein Stress bei Freuler, sondern in Ruhe herausfinden, was sinnvoll ist. Dabei raucht er am liebsten Zigaretten und schnippt sie anschliessend in das Gewässer, an dem er sich gerade befindet, Birsig, Wiese, Rhein.

Das kann man heutzutage nicht mehr bringen, so was. Dass Suter seinem Helden das unkommentiert durchgehen lässt, darf man ihm als anarchische Geste auslegen. Und es ist ein gelungener Gradmesser für Freulers Stimmung. Wenn ihm etwas gänzlich misslingt, dann geht auch der Kippen schnipp schief, und die Zigarette landet unter der Bank.

Auch passt es gut, im Hafenbecken am Dreiländereck erst eine Leiche auftauchen zu lassen und dann gleich noch eine. Bei Suter liegt ein Ruch in der Stadt, den man ihm glaubt. Gut möglich auch, dass auf einem Gelände wie dem des Farbfabrikanten Schwarzenbach eine Gruppe aus durchge-rosteten Fässern steht, aus denen seit Jahren giftiges Lösemittel in den Boden sickert. Basler Farben halt.

Hinter dem Pseudonym

Doch es sind die kleinen Sachen, über die das Buch stolpert. Einmal sitzt Freuler mit seiner Frau beim Frühstücksei und sinniert darüber, dass er schlecht geschlafen hat. Und dass er die Technik verfolgt, beim Aufwachen in der Nacht nicht auf die Uhr zu schauen. Das macht in jedem Fall nur unglücklich. Und dass er sich nun mindestens das Frühstück mit seiner Frau gönnt, um den Tag dennoch in den Griff zu kriegen.

Das ist reichlich Material, um die Figur des Kommissärs zu zeichnen. Es bleibt jedoch Beiwerk, man überliest es, um weiter zur Handlung zu gelangen. Zu diesem Zeitpunkt der Lektüre habe ich meinen Computer wieder aufs Sofa geangelt und surfe unsinnig herum.

Tags darauf nehme ich mir Anne Gold vor. Die Reihe, die im Reinhardt Verlag erscheint, umfasst inzwischen acht Bände, die sich insgesamt 120 000-mal verkauft haben. Zunächst nur in den beiden Basel, inzwischen aber zu 60 Prozent in angrenzenden Deutschland und in der Deutschschweiz. Laut der Zürcher Buchhandlung Orell Füssli gilt das Interesse an Basler Krimis nicht nur Anne Gold, sondern auch anderen Autoren.

Ich muss zackig lesen, da ich tags darauf mit einem der Autoren zum Interview verabredet bin, der hinter dem Pseudonym Anne Gold steckt. Er entpuppt sich als bereichernder Gesprächspartner (Seite 34). Im Buch «Die Tränen der Justitia» stosse ich hingegen schon bald auf einen Satz, der für immer verboten werden sollte: «So etwas gab es in Filmen, nicht aber in der Realität, und schon gar nicht in Basel!» Kommt dazu, dass der Text von Kommissär Ferrari abwechselnd in der dritten Person spricht, um ihn einen Satz später zum Ich-Erzähler zu machen. Das Buch ist technisch nicht gut gemacht, was nichts damit zu tun hat, ob es Literatur sein will oder Strandlektüre.

Basel wird zwar oft bespielt, aber selten beleuchtet: Man erkennt viel, aber erfährt nichts.

Der Erfolg muss also woanders wurzeln. Was kann das Ermittlerduo? Der Kommissär heisst wie ein Sportwagen, seine Assistentin fährt einen. Francesco Ferrari ist der Chef, doch Nadine Kupfer, die porsche-fahrende Assistentin, hat die Hosen an. Das ist gut so, denn an anderer Stelle ist das Buch nicht zimperlich mit Genderklischees. Wenn es bei Ferrari zu Hause noch kein Essen gibt, dann weil seine Frau es nicht gekocht hat. Das ist bei Hans Suter übrigens genauso.

Ansonsten ist Ferrari allerdings ganz der Basler. Er fährt leidenschaftlich Tram und nervt sich trotzdem über das pingelige Parksystem. Das grosse FCB-Spiel gegen Chelsea gehört zu den zentralen Ereignissen im Jahr, während er die Umstände, unter denen das neue Messegebäude gebaut wird, nicht ernst nehmen kann. Er ist ein besonnener Typ, dem aber der Kragen platzt, wenn es drauf ankommt. Dem mutmasslichen Bösewicht wünscht er den Tod an den Hals, kein Verfahren.

Die Lektüre, so leicht sie gemeint ist, zieht sich. Um Mitternacht bin ich fertig. Als Lächerli lege ich mir im Bett noch einen Hunkeler auf den Bauch. Nach zwei Seiten reinlesen bin ich verschluckt, bis halb zwei schaue ich nicht mehr vom Buch auf. Ich erwische die Passage im «Fall Livius» (Opfer ist ein Rentner, der in einem elsässischen Schrebergarten an einem Fleischerhaken in seiner Hütte hängt), in der Hunkeler durch den verschneiten Winter ins Emmental fährt, um dunkle Flecken in der Vergangenheit des Getöteten zu erhellen.

Figuren aus der Fantasie

Ganz normale Krimirecherche, nur unheimlich gut. Woran liegt das? Vielleicht daran, dass sich Schneider nicht primär für seine Krimihandlung interessiert, sondern für die Gegenden und Menschen, die sein Kommissär dabei antrifft. Bei Schneider teilt sich die Spannung mit, dass es für einen Basler Polizisten, einen Schroter, an Gefahr grenzt, zur Recherche ins Emmental zu fahren. Die

alten Strukturen und Geheimnisse der Dörfler sind so festgefahren, wie die Landschaft schön ist, in der sie leben. Ein Milchbauer spielt ihm dennoch Informationen zu, die ehemalige Geliebte des Toten taucht auf, während ein Grüppchen im Gasthof dem Kommissär fast an die Gurgel springt. Man spürt das Tal, das ist Krimi.

In den anderen Büchern wird Basel zwar bespielt, aber nicht beleuchtet. Man erkennt sich wieder, wenn dort der Kommissär von der Heuwaage zum Barfi geht, aber man erfährt nichts, weder kritisch noch unkritisch. Die Figuren, zumal bei Anne Gold, entspringen der Fantasie, bei Hansjörg Schneider entspringen sie der Stadt. Oder dem Leben. Oder: Sie wurden vom Leben ins Buch überführt. Man merkt, ob jemand von Beruf Schriftsteller ist, oder ob er neben oder nach seiner Haupttätigkeit noch ein Buch schreibt.

Jeweils sind Qualitäten und Schwächen etwas anders gelagert, wirklich unterhaltsam ist nichts, ein Bild von Basel wird kaum entworfen. Bei Michèle Sandrin mit ihrem Erstling «In Basel ist die Göttin los» noch am ehesten. Ihr Mordopfer war Professor für Psychologie und liegt mit einem Schwert im Leib im psychologischen Institut. Als Mörder kommen die Kollegen in Frage. Die sind zwar Profis des Geistes, jedoch zwischenmenschlich völlig unfähig. Bei der Lektüre glaubt man den patriarchalischen und eitlen Seiten des Unibetriebs sogar etwas näherzukommen. Ausserdem steht eine Gruppe Frauen in Verdacht. Rache am Patriarchen. Die kochen dem Kommissär auf jeden Fall nicht das Nachessen.

Der Krimi als Souvenir

Was macht die Lokalkrimis so interessant? Vielleicht sind sie ein neuer Heimatroman. Man spürt die Stadt, während der Kommissär dieselben Wege geht, wie man selber vor wenigen Stunden. Zugleich strapaziert einen der Text nicht mit einer neuen oder gar unangenehmen Sicht auf die Dinge. Die Verbrechen sind Fantasie. Leichte Kost eben.

Dass sich diese Krimis nicht mehr nur in Basel verkaufen, sondern auch in der restlichen Deutschschweiz, kann ich auch nachvollziehen. Von Commissario Brunetti lese ich nicht zuletzt deswegen gerne, weil ich mich dabei eine Weile in Venedig aufhalten kann. Da muss Donna Leon gar nicht viel tun. So ein bisschen Basel lässt sich vielleicht mancher Zürcher gern auf die Couch kommen.

In eine ähnliche Richtung berichtet Raymond Wyler, Geschäftsführer der Buchhandlung Bider und Tanner. Ein grosser Teil der Bücher über Basel werde von deutschsprachigen Touristen gekauft. Dass es in der deutschen Eifel einen eigenen Tourismus gibt, bei dem die Leute die Spielorte der Eifelkrimis von Jacques Berndorf besuchen, ist bekannt. Offensichtlich funktioniert es auch umgekehrt: Der Krimi als Souvenir.

tageswoche.ch/+53209

×

Anne Gold ist im Krimi-Geschäft ein Begriff. Hinter dem Namen stecken jedoch zwei Personen.

«Wir wollen den Leuten Basel zeigen»

von Valentin Kimstedt

Obwohl zwei Klicks im Netz genügen, um herauszufinden, wer hinter Anne Gold steckt, ist die Devise klar für das Interview: Foto und Name sind tabu. Das Gegenüber mag die Bühne nicht. Schade eigentlich, er ist ein äusserst charmanter Typ. Über die Qualität seiner Krimis, die er zusammen mit einer Kollegin schreibt, die ebenfalls im Verlagswesen arbeitet, kann man sich streiten. Klar ist, dass sie grossen Erfolg haben und sie ihre Bücher nicht «Literatur» nennen. Was treibt ihn aber an, diese Baslerkrimis zu schreiben?

Frau Gold, Sie mögen den öffentlichen Auftritt nicht?

Nein. Wir sind diskret im Hintergrund und lassen unsere Produkte sprechen. Das ist beim Friedrich Reinhardt Verlag mit allen Büchern so. Man kennt nicht in erster Linie den Verlag, sondern vielmehr seine Produkte. Mich interessieren die Inhalte und die Resonanz der Leser.

Die Frage, was der Autor uns sagen will, stellt sich Ihnen beim Lesen also nicht?

Mich interessiert die Geschichte und das Umfeld der Geschichte. Ich lese verhältnismässig viele Krimis. Nicht nur schweizerische, auch Henning Mankell, Donna Leon oder Petros Markaris.

Inwiefern ist der Ort wichtig für ein Buch?

Es ist das Atmosphärische des Ortes, was zählt, seine Eigenschaften und Eigenheiten. Der griechische Krimi zum Beispiel spielt in Athen, man spürt die Mentalität heraus. Ich kenne den Ort nicht, die Wege nicht. Das Buch kehrt aber immer wieder an dieselben Plätze zurück. Wenn ich drei, vier dieser Bücher gelesen habe, fange ich an, mich mit der Stadt zu identifizieren. Und wenn ich mal nach Athen reise, werde ich einige Schauplätze besuchen.

Auf den Krimi folgt der Tourismus.

Natürlich. In Nordrheinwestfalen gibt es nicht nur die Eifelkrimis, sondern auch Touren, auf denen man die einzelnen Ortschaften aus den Büchern abklappert.

Der Krimi als Reiseleiter?

Genau. Aber er muss auch in sich stimmig sein.

Ist Basel eine interessante Krimistadt?

Basel ist eine interessante Stadt für Literatur im Generellen. «Literatur» klingt hochgegriffen, sagen wir: Publizistik. Es gibt kaum eine Stadt, über die so viele Bücher geschrieben werden. Über jegliche Themen. An Büchern über Basel, die zur Zeit lieferbar sind, dürfte es 500 bis 1000 geben. Das liegt auch an der Entwicklung. Basel ist eine alte Druckerstadt und damit auch eine Verlegerstadt geworden. Für die Krimis war von Anfang an klar: Wenn wir das machen, dann in Basel. Es hiess jedoch ab und zu: Sollte man die Bücher nicht mal ausserhalb spielen lassen? Zürich oder Rom? Nein, Basel ist unsere Stadt. Damit sind wir in Basel erfolgreich und auch darüber hinaus.

Ihre Bücher verkaufen sich nicht nur in Basel?

Beim ersten Buch waren wir selbst vom Erfolg überrascht. Es hat sich fast ausschliesslich in Basel verkauft und in Basel. Dann hat es sich langsam geändert: Inzwischen verkaufen wir 40 Prozent in Basel und 60 Prozent in der Deutschschweiz und im angrenzenden Deutschland. Insgesamt haben wir 120 000 Anne-Gold-Krimis verkauft. Interessant ist, dass es nach Erscheinen der gebundenen Ausgabe noch einen eigenen Taschenbuchmarkt gibt. Es gibt Kunden, die dann erst zuschlagen. Den grössten Teil verkaufen wir über die Kioske am Bahnhof. Wenn das Taschenbuch nach drei oder vier Jahren erscheint, setzen wir davon nochmals 3000 bis 4000 Stück ab.

Warum Basel?

Weil wir Basler sind und dazu stehen. Wir finden, Basel ist die schönste Stadt der Welt.

Warum?

Es ist unsere Heimat. Wenn wir etwas schreiben, tun wir das für Basel. Wir wollen Basel den Leuten zeigen. Die Stadt ist klein und kompakt. Man ist hier zwar offen, aber nicht aufdringlich, eher diskret und zurückhaltend. Man wird in Ruhe gelassen. Ich finde es eine Superstadt, aber das sagt wahrscheinlich jeder von seiner Heimatstadt.

Ist Basel ein Pflaster, um Schwerkriminelle anzusiedeln?

Nein, überhaupt nicht. Aber jede Stadt bietet dieses Pflaster, wenn man die Fantasie dazu hat. Es ist reine Fantasie. Unter den Nebenfiguren gibt es einige, die eine reale Entsprechung haben. Die Geschichten entstehen auch zu einem Teil aus Erzählungen, die wir hören.

Was ist ein guter Bösewicht?

Den gibt es in dem Sinn nicht. Es gibt nur gute Geschichten. Das Buch muss eine Spannung aufbauen, bei der man denkt: Der ist es, die ist es, der ist es. Der Leser sollte so lange wie möglich nicht auf die richtige Antwort kommen. Zugleich muss die Geschichte eine Logik haben. Nicht, dass der Täter am Schluss noch schnell aus dem Ärmel geschüttelt wird. Der Mörder muss kein Bösewicht sein. Er kann auch im Affekt handeln.

Die Frauen kommen in «Die Tränen der Justitia» sehr prototypisch daher.

Was ist für Sie der Unterschied zwischen Mann und Frau?

Frauen gehen anders vor. Ich selbst bin eher spontan und entscheide aus dem Bauch heraus. Die Frauen, mit denen ich arbeite, sind sehr intelligent, analytisch und halten mich häufig von meinen vorschnellen Entscheidungen ab. Ich merke es auch beim Schreiben. Nachdem ich den Text aufgeschrieben habe, sind sehr viele Fehler drin. Es ist gut, dass meine Partnerin eine Frau ist, die den Text von einem anderen Gesichtspunkt aus anschaut und bearbeitet.

«Ein Teil von Kommissär Ferrari steckt auch in mir: etwas tapsig und cholerisch bin ich auch.»

Sie schreiben unter einem weiblichen Pseudonym. Können Sie sich damit identifizieren?

Die Geschichte geht anders. Ich habe früher einmal ein Kinderbuch geschrieben, das ein Erfolg wurde. Freunde von mir haben sich untereinander das Buch geschenkt, um mir einen Gefallen zu tun. Wir wollten nicht, dass das mit den Krimis auch passiert. Dann haben wir verschiedene Namen erwo-gen, Männernamen, Frauennamen. Alle Mitarbeiter waren für Anne Gold – dass er weiblich ist, hatte keine Bedeutung.

Wie viel Ferrari steckt in Ihnen?

Es geht nicht anders, als dass ein gewisser Teil der Figur auch in mir steckt. Die

Tapsigkeit zum Beispiel. Neulich habe ich ein Fax abgeschickt, jedoch verkehrtherum, sodass die leere Seite eingelesen wurde. Weil ich es nicht gemerkt habe, regte ich mich auf, dass die Post drei Paletten nicht abholte, die im Hof bereitstanden. Etwas cholerisch, wie Ferrari, bin ich auch.

«Mir wäre am liebsten, wir würden eine Million Bücher verkaufen und die Leser kämen alle Basel anschauen.»

Kommissär Ferrari hat eine Assistentin, die in Wahrheit ihn in der Hand hat. Während er bloss heisst wie ein Sportwagen, fährt sie tatsächlich Porsche. Inwiefern haben Frauen Macht über Männer?

Ich persönlich kann besser mit Frauen zusammenarbeiten, ich höre mehr auf sie. Manchmal haben sie Mühe mit mir, weil ich partout etwas will. Ich bin fremdbestimmt, aber nur bis zu einem gewissen Punkt.

Wie lange brauchen Sie, um einen Krimi zu schreiben?

Einen Monat. Meine Kollegin braucht zwei bis drei Monate, um den Text zu bearbeiten. Das geht sehr weit, sie macht Einschübe, schreibt aktiv mit.

Wollen Sie etwas aussagen über Basel oder spielen die Bücher einfach hier?

Mir wäre natürlich am liebsten, wir könnten von jedem Buch eine Million Stück verkaufen und die Leute kämen anschliessend Basel anschauen.

Wollen Sie die Aufmerksamkeit auf Basel lenken oder eine bestimmte Seite der Stadt zeigen?

Das ist genau der Punkt, den wir nicht wollen. Uns wurde der Vorwurf gemacht, wir würden o815-Krimis schreiben. Doch wir wollen einfach unterhalten. Wir sind nicht kritisch, besserwisserisch. Man soll sich fünf oder sechs Stunden in dieses Buch vertiefen können und aus dem Alltag ausbrechen, ohne auf jeder Zeile etwas zu hinterfragen. Wir machen keine Literatur und stehen dazu.

Haben Sie ein Zielpublikum?

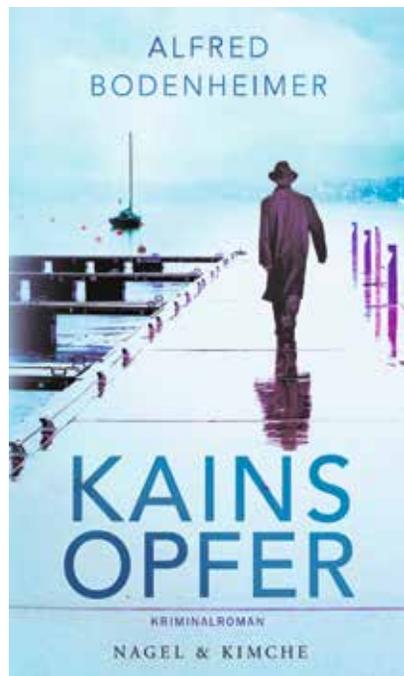
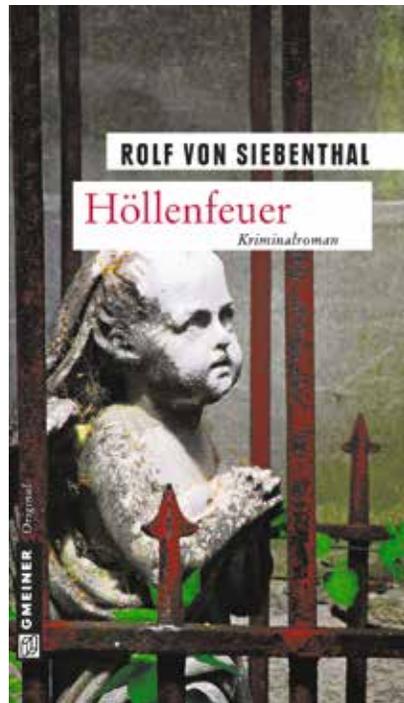
Es ist schwer zu sagen, wer genau die Bücher liest.

Woher kommt die Entscheidung, keine «Literatur» zu machen?

Wir sind von Anfang an angetreten, um Unterhaltung anzubieten. Wenn ich die Tagesschau ansehe – um Himmels willen, ich höre nur noch Syrien, Irak, Ukraine, jeden Tag kommt ein Krisenherd dazu. Wir wollen nicht Gegenpol sein, sondern Ablenkung.

Lässt sich damit Geld verdienen?

Durchaus. Wenn man in der Schweiz von einem Buch 3000 Exemplare verkauft, muss man sehr zufrieden sein. Manche wenige verkaufen 10000. Der beste Anne-Gold-Krimi hat sich 20000 Mal verkauft. Als Autor kriegt man zehn Prozent des Verkaufspreises.



Listomania

Der beste Basler Krimi spielt in Zürich

von Valentin Kimstedt und Karen N. Gerig

Basler Krimis boomen. Wir haben sieben aus dem aktuellen Angebot herausgepickt.

• Bollag und Neuenschwander

Der zweite Krimi von Rolf von Siebenthal «Höllengehen» ist eine heisse Angelegenheit: Ein Arzt erwacht gefesselt in seinem Haus in Liestal, während sich um ihn herum ein Feuer ausbreitet. In dem Fall ermittelt der notorisch fluchende Kommissär Neuenschwander, was zunächst nervt und mit der Zeit charmant wird. Ebenfalls auf Spurensuche ist Max Bollag, der Journalist ist, wie der Autor.

352 Seiten, Gemeiner Verlag

• Rabbiner Klein

Der beste neue Krimi aus Basel spielt in Zürich. Alfred Bodenheimer ist Basler und hat einen Lehrstuhl für jüdische Studien an der hiesigen Uni, Held seines ersten Romans ist jedoch der Zürcher Rabbi Gabriel Klein. Der kann es nicht lassen, dem Mord an seinem Freund Nachum Berger nachzugehen, obwohl er sich dabei in Entwicklungen verstrickt, die seinen Beruf gefährden. Der Reiz von «Kains Opfer» ist eigentlich nicht der Krimi, sondern der Einblick in die (jüdische) Gesellschaft. Das hat er allen Basler Krimis seit Hunkeler voraus. ×

224 Seiten, Nagel & Kimche

Fünf weitere Krimis stellen wir online vor: tageswoche.ch/+ulb0s

Sie können also von Anne Gold leben?

Sagen wir es so: Der Verlag lebt gut davon. Wir würden natürlich gern noch mehr verkaufen, aber ein grosses Handicap ist das Pseudonym. Wir haben viele Anfragen für Lesungen. Wenn 150 Leute kommen und es gut läuft, verkauft man 50 Bücher oder mehr. Das lassen wir uns entgehen.

Geht Ihnen der Literaturbetrieb auf die Nerven?

Überhaupt nicht, ich liebe ihn. Wir wollen nur nicht selber in der Öffentlichkeit stehen. Es ist nicht unser Naturell.

Oder es ist ein Marketinginstrument? Autor Thomas Pynchon ist nicht zuletzt deswegen Kult, weil niemand ihn kennt.

Machen Sie mir nicht Angst. Nicht, dass wir uns irgendwann outen und nichts mehr verkaufen.

Das Licht unter den Scheffel zu stellen ist typisch Basel. Haben Sie nicht auch Lust, zu zeigen, was Sie haben? Nadine Kupfer, Assistentin vom Kommissär, fährt Porsche.

Das ist unbaslerisch, ja. Aber schauen Sie, so schlecht ist mein Auto auch nicht (zeigt in den Innenhof): Ein Honda S 2000. Auch nicht ganz günstig.

Das ist eine Ansage.

Ja. Und eine Herausforderung. Hinein komme ich noch.

Ah, Sie krabbeln aus den Recarositzen heraus, wie Kommissär Ferrari aus denen seiner Assistentin?

So siehts aus.

tageswoche.ch/+olnvl ×

Bisher erschienene Anne-Gold-Krimis in der Übersicht: tageswoche.ch/+ulb0s

Kinoprogramm

Basel und Region 19. bis 25. September

ANZEIGEN

NATIONAL THEATRE

LIVE AUS LONDON IM PATHE KÜCHLIN

FRANKENSTEIN *Version Cumberbatch as Creature*
MITTWOCH, 15. OKTOBER | 20h00 (OV)

SKYLIGHT *Version Miller as Creature*
DONNERSTAG, 23. OKTOBER | 20h00 (OV)

FRANKENSTEIN *Version Miller as Creature*
MITTWOCH, 12. NOVEMBER | 20h00 (OV)

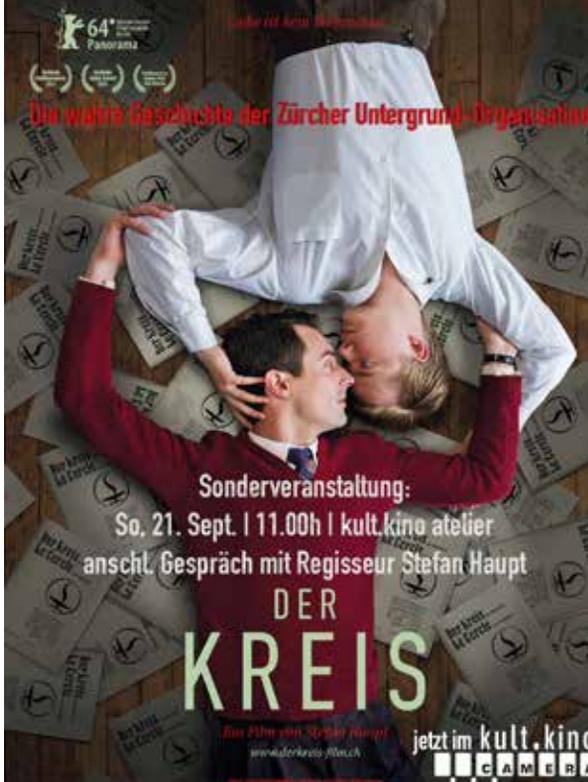
JOHN DIENSTAG, 9. DEZEMBER | 21h00 (OV)

TREASURE ISLAND DONNERSTAG, 22. JANUAR | 20h00 (OV)

Alle Vorstellungen sind mit englischen Untertiteln

TICKETS
REGULÄRE TICKETS: CHF 30.-*
REDUZIERTE TICKETS: CHF 27.-*
*inkl. ein Glas Champagner oder ein PET Getränk
Tickets sind an der Kinokasse und online erhältlich.





Die wahre Geschichte der Zürcher Untergrund-Organisation

DER KREIS

Sonderveranstaltung:
So. 21. Sept. | 11.00h | kult.kino atelier
ansch. Gespräch mit Regisseur Stefan Haupt

jetzt im kult.kino

BASEL **CAPITOL**
Steinenvorstadt 36 kitag.com

- DIE BIENE MAJA - DER KINOFILM** [4/4 J] 14.00^D
- SEX TAPE** [14/12 J] 14.00/17.00/20.00^{E/d}
- LUCY** [16/14 J] 17.00/20.00^{E/d/f}

KULT.KINO ATELIER
Theaterstr. 7 kultkino.ch

- CALVARY** [16/14 J] FR/SA/MO-MI: 12.15^{E/d/f}
- DER KOCH** [12/10 J] FR-DI: 13.30/18.45-MI: 16.30^D
- HECTOR AND THE SEARCH FOR HAPPINESS** [12/10 J] 14.15/20.30^{E/d/f}
- OF HORSES AND MEN** [16/14 J] FR-DI: 15.30/21.00 MI: 13.00/21.15^{Ov/d/f}
- LA CHAMBRE BLEUE** [16/14 J] 16.45-SO: 12.30^{E/d}
- FINDING VIVIAN MAIER** [16/14 J] FR-DI: 17.15-SO: 11.45 MI: 14.45^{E/d/f}
- EVERYDAY REBELLION** [12/10 J] 18.15^{Ov/d/f}
- FASCINATING INDIA - 3D** [0/0 J] SA/MO: 12.30^D
- DER KREIS** [14/12 J] SO: 11.00^{Dialekt}
ANSCHL. GESPRÄCH MIT DEM REGISSEUR UND DEM HAUPTDARSTELLER SVEN SCHELKER.
- LOOK & ROLL ERÖFFNUNGS-VERANSTALTUNG** MI: 19.00 MIT EHRENGÄSTEN UND APÉRO

KULT.KINO CAMERA
Rebgasse 1 kultkino.ch

- MITTSOMMERNACHTS-TANGO** [10/8 J] FR: 15.45-SA-MI: 19.20 SO: 11.00^{Ov/d/f}
- GLASS ENEMY** [10/8 J] 16.00^{Ov/d/f}
- DER KREIS** [14/12 J] FR-DI: 17.30-SA-DI: 15.00 SA-MI: 21.00-MI: 14.00^{Dialekt}
- MY NAME IS SALT** [16/14 J] 18.30-SO: 11.30^{Ov/d/f}
- KINONACHT CAFÉ SECONDA** FR: 19.00
- DIPLOMATIE** [10/8 J] 20.45^{E/d}
- DIE GELIEBTEN SCHWESTERN** [10/8 J] SO: 12.30^D
- JIMMY'S HALL** [12/10 J] SO: 12.45^{E/d/f}
- ZAUBERLATERNE** MI: 14.00/16.00 «LAUREL & HARDY»

KULT.KINO CLUB
Marktplatz 34 kultkino.ch

- WIR SIND DIE NEUEN** [14/12 J] FR/SA/MO-MI: 14.30/19.00 SO: 18.00^D
- IL CAPITALE UMANO** [16/14 J] FR/SA/MO-MI: 16.30/21.00 SO: 15.30/20.00^d

NEUES KINO
Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- ASSESSMENT** FR: 21.00^{Dialekt/d}

PATHÉ KÜCHLIN
Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- SEX TAPE** [14/12 J] 12.00/14.00-FR/MO/DI: 16.00 FR/SA: 22.45-SA: 10.00 SA-MO/MI: 20.30 SO/MO/MI: 18.10^D FR/DI: 18.10-FR: 20.00 SA/SAO/MI: 16.00-SA: 18.20 SO: 10.00-DI: 20.30^{E/d}

- MONSIEUR CLAUDE UND SEINE TÖCHTER** [6/4 J] 12.30/17.00/19.10/21.20 FR/MO/DI: 14.40 SA/SO/MI: 14.00^D FR/SA: 22.45-SA/SO: 10.45 SA/SO/MI: 15.20^{Ov}
- 20 REGELN FÜR SYLVIE** [14/12 J] 12.40/16.50-FR/MO/DI: 15.20 FR/DI: 20.10-SA: 19.00^{Ov/d}
- DIE BIENE MAJA - DER KINOFILM** [0/0 J] 13.00-SA/SO: 10.45^D
- DIE BIENE MAJA - 3D** [0/0 J] SA/SO: 10.30/14.40^D
- SIN CITY: A DAME TO KILL FOR** [16/14 J] 13.00^D
- SIN CITY: A DAME TO KILL FOR - 3D** [16/14 J] 15.15-FR/DI: 17.30-FR: 22.30 SA: 10.30-SA-MO/MI: 20.00^D FR: 20.30-SA-MO/MI: 17.30 SA: 22.30-SO: 10.30 DI: 20.00^{E/d/f}
- THE RAILWAY MAN** [14/12 J] 13.00^{E/d}
- HERCULES - 3D** [12/10 J] FR-DI: 13.10-FR/SA: 23.30 SA/SO: 11.00^D
- GEMMA BOVERY** [10/8 J] 16.10/20.30-FR/MO/DI: 14.00 FR/SO-MI: 18.20-SA/SO: 11.30 SA: 18.10^{Ov/d}
- SCHOSSGEBETE** [16/14 J] 14.45/21.10-FR/SO-MI: 19.00 FR/SA: 23.15^D
- LUCY** [16/14 J] 14.50/21.00-FR/SO/DI: 16.50 FR/SA: 23.00-SA/MO/MI: 18.50^D

- WENN ICH BLEIBE** [12/10 J] 15.30/17.50/20.15^D
- THE WIND RISES** [8/6 J] 17.30^{Ov/d}
- KATAKOMBEN** [16/14 J] FR/SO/DI: 18.50-FR/SA: 22.20 SA/MO/MI: 16.50 SA-MO/MI: 20.10^D
- THE EXPENDABLES 3** [14/12 J] FR/SA: 22.45^D
- DRACHENZÄHMEN LEICHT GEMACHT 2 - 3D** [6/4 J] SA/SO: 10.20^D
- DER 7BTE ZWERG - 3D** [0/0 J] MI: 13.10/14.40^D

PATHÉ PLAZA
Steinentorstr. 8 pathe.ch

- GUARDIANS OF THE GALAXY - 3D** [12/10 J] 13.00-FR/SO/DI: 20.30 SA/MO/MI: 18.00-SO-DI: 15.30^D
- HERCULE - 3D** [12/10 J] FR/SO/DI: 18.00-SA/MI: 15.30 SA/MO/MI: 20.30^D

REX
Steinenvorstadt 29 kitag.com

- GUARDIANS OF THE GALAXY - 3D** [12/10 J] 17.30/20.30-FR-DI: 14.30^{E/d/f}
- SIN CITY: A DAME TO KILL FOR - 3D** [16/14 J] 15.00/18.00/21.00^{E/d/f}
- Bim Bam Bino: TURBO** [6/6 J] MI: 14.30^D

STADTKINO
Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- THE LITTLE FOXES** FR: 18.30^{E/o}
- AMARCORD** [16/14 J] FR: 21.00^{d/f}
- DAS GROSSE MUSEUM** [0/0 J] SA: 15.15-SO: 13.15 MO: 21.00^{D/o}

- THE CHILDREN'S HOUR** [12/10 J] SA: 17.30^{E/o}
- SANTA SANGRE** [18 J] SA: 20.00^E
- ALIEN** [16/14 J] SA: 22.15-MI: 21.00^{E/d}
- WUTHERING HEIGHTS** [12/10 J] SO: 15.15^{E/o}
- THE RAINBOW THIEF** [12/10 J] SO: 17.30^{E/d}
- THE BIG COUNTRY** [12/10 J] SO: 20.00-MI: 18.00^{E/sp/d}
- FUNNY GIRL** [6/4 J] MO: 18.15^{E/d}

STUDIO CENTRAL
Gerbergasse 16 kitag.com

- DER KOCH** [12/10 J] 15.00/20.15^D
- THE HUNDRED-FOOT JOURNEY** [6/4 J] 17.30^{E/d/f}

FRICK MONTI
Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- MONSIEUR CLAUDE UND SEINE TÖCHTER** [6/4 J] FR: 18.00^D SO: 18.00^{F/d}
- SEX TAPE** [14/12 J] FR-MO/MI: 20.15^D
- DIE BIENE MAJA - DER KINOFILM - 3D** [0/0 J] SO: 13.30-MI: 14.30^D
- DRACHENZÄHMEN LEICHT GEMACHT 2 - 3D** [6/4 J] SO: 15.30^D

LIESTAL ORIS
Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

- MADAME MALLORY UND DER DUFT VON CURRY** [6/4 J] 18.00^D

- MONSIEUR CLAUDE UND SEINE TÖCHTER** [6/4 J] 20.30^D
- DIE BIENE MAJA - DER KINOFILM - 3D** [0/0 J] SA/SO: 14.00^D
- DIE BIENE MAJA - DER KINOFILM** [0/0 J] MI: 14.00^D
- PLANES - IMMER IM EINSATZ - 3D** [6/4 J] SA/SO: 16.00^D
- DER 7BTE ZWERG** [0/0 J] MI: 16.00^D

SPUTNIK
Poststr. 2 palazzo.ch

- DER KOCH** [12/10 J] FR-MO: 18.00^D
- MONSIEUR CLAUDE UND SEINE TÖCHTER** [6/4 J] 20.15^{F/d}
- HECTOR AND THE SEARCH FOR HAPPINESS** [12/10 J] SO: 15.30^{E/d}
- WIR SIND DIE NEUEN** [14/12 J] DI/MI: 18.00^D

SISSACH PALACE
Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- THE RAILWAY MAN** [14/12 J] FR-MO: 20.30-DI/MI: 18.00^{E/d}
- DIE BIENE MAJA - DER KINOFILM** [0/0 J] SA/SO/MI: 15.00^D
- DER KOCH** [12/10 J] SA-MO: 18.00-DI/MI: 20.30^D

Musik

KlangBasel

Musik kann bewegen, verführen, verbinden und provozieren. Genau das will die Musikbiennale KlangBasel erreichen und dabei die Basler Musikszene und ihre Vielseitigkeit der Öffentlichkeit zugänglich machen. Dafür finden an 20 Orten während drei Tagen mehr als 90 Konzerte statt. Zu erleben gibt es unter anderem Chöre, Kammermusikgruppen und Rapper. Die Musiker spielen nicht nur in Konzertsälen (Kaserne, Volkshaus, dem neuen Jazzcampus), sondern auch an ungewohnten Orten: In Privatwohnungen, im Clara-Brocki, in der Manor oder der Galerie Karin Sutter. (bb) ×

19. bis 21. September, diverse Spielorte.
• klangbasel.ch

Performance



Marina Abramovic

Welche Aufgabe hat eine Künstlerin im 21. Jahrhundert? In der Fondation Beyeler stellt sich die weltbekannte Performerin Marina Abramovic diese Frage. Ihre Antwort: «The Artist is an Explorer». Künstler sollten neue Gebiete entdecken. Dafür hat sie ein Performance-Programm kuratiert. Am Samstag treten neun Künstler auf, von der Brasilianerin Paula Garcia bis zum Amerikaner Abraham Brody. Zuvor bietet die Fondation Beyeler ein Gespräch mit Abramovic an. (bb) ×

20. September, Fondation Beyeler.
• fondationbeyeler.ch

Ausgehen

Mehr Tipps gibt es auf:
• tageswoche.ch/kulturflash



Der Jazzcampus bietet beste Bedingungen für Musiker.

FOTO: BERNHARD LEY

Jazzcampus

Im Kleinbasel eröffnet am Freitag eine der modernsten Musikschulen Europas.

Probe-Paradies für Musiker

von Marc Krebs

Bernhard Ley, Leiter der Abteilung Jazz, strahlt wie die Sonne. Kein Wunder, wenn man weiss, in welch engen Verhältnissen er mit seiner Schule vorher gehaust hatte. *Tempi passati*: Im Sommer ist die Jazzschule über den Rhein gezogen, weg vom Dreispitz, rein ins Kleinbasel.

Noch riecht alles frisch in den Gebäuden an der Utengasse, wirkt alles scheinbar unscheinbar. Doch der oberflächliche Eindruck täuscht, wird beim Rundgang durch die neue Wirkungsstätte klar. Was hier entstanden ist, steht für den State of the Art: 49 Musikräume, jeder einzelne verbunden, spezifisch belüftet, akustisch perfektioniert, stimmungsvoll illuminiert, mit einem Aufnahmestudio verbunden. «Wir wollten eine ideale Atmosphäre für Musiker schaffen», sagt Ley.

Dazu habe man auch von Beginn weg Akustiker in den architektonischen Prozess eingebunden, in einem Musterzimmer am perfekten Sound getüftelt, Raum-in-Raum-Lösungen mit Charme geschaffen.

Drei Jahre Planung und drei Jahre Bau stecken im Jazzcampus. Ein Tonstudio, ein Aufnahmesaal, eine Probebühne, ein Club, zig Labors gehören ebenso dazu wie Wohnraum für internationale Gäste. Dafür wurde

die ehemalige Maschinenfabrik Bachofen (und später die Zwischennutzung Satisfactory) eigens unterkellert, erweitert, ausgebaut, modernste Soundtechnologie in historische Bausubstanz integriert.

Beste Bedingungen

Drei Wochen vor der Eröffnung zogen Dozierende und Schüler ein, wurden Flügel, Drums und Mischpulte in Betrieb genommen. Gerne würde man seinen eigenen Proberaum hierher verlegen. Doch so sehr sich die Jazzschule am neuen Ort öffnen will: Die hochwertigen Proberäume bleiben den Schülern vorbehalten. Schnittstelle zur Bevölkerung wird der Konzertclub beim Campus-Eingang sein, wo Musiker des Hauses, aber auch von ausserhalb, Konzerte geben sollen, mehrheitlich gratis.

Über die Kosten des Campus schweigen sich die involvierten Parteien übrigens aus, sowohl die Stiftungen Habitat und Levedo (Letztere hat auch die TagesWoche ermöglicht), welche Kauf und Bau finanziert haben, wie auch die Musik-Akademie Basel/FHNW, die den Betrieb gewährleistet. ×

Ein Videointerview mit Bernhard Ley finden Sie online:
• tageswoche.ch/+wmpu

Shakespeare und Pop? Das erscheint gegensätzlich, findet in Baz Luhrmanns Verfilmung aber gut zusammen.

Wenn Leo in Jamben spricht

von Karen N. Gerig



Leonardo DiCaprio: Ein Romeo für die MTV-Generation.

Leonardo DiCaprio, der in Shakespeare'schen Versen spricht? Das kann nur schiefgehen, dachte man 1996, als Regisseur Baz Luhrmann die grösste Lovestory aller Zeiten mit Originaltexten verfilmte. Doch es ging nicht schief. Im Gegenteil: Romeos über 400 Jahre alte Sonett-Phrasen gingen dem damals knapp 20-jährigen Schauspieler und seiner Partnerin Claire Danes alias Julia spielend über die Lippen.

Für den australischen Regisseur Luhrmann bedeutete seine Version des Dramas den ersten wirklich grossen Wurf. Sein Filmdebüt «Strictly Ballroom» hatte ihn einem Insiderpublikum bekannt gemacht – eine australische Dirty-Dancing-Story, angesiedelt in der Standardtanzszene, überzeichnet und grellbunt wie die Kostüme und Make-ups der Tänzerinnen.

Laut und schrill und doch romantisch

Luhrmann kündigte damit seinen Stil an, dem er seither treu geblieben ist, egal, ob er sich in die Stadt Paris des 19. Jahrhunderts («Moulin Rouge») oder das Amerika der 1920er-Jahre («The Great Gatsby») begibt. Nur sein Australien-Epos «Australia» wirkt gänzlich brav und konventionell.

«Romeo + Juliet» jedoch markiert den Höhepunkt in seiner Bildsprache: Er schuf eine Bildorgie in den poppigsten Farben,

nicht nur, wenn Romeo und Julia sich das erste Mal durch ein blaues Aquarium mit fast schon neonfarbenen Fischen hindurch erblicken, Transvestiten an der Party der Capulets tanzen, oder weil die Montague-Jungs bevorzugt zum Hawaiihemd greifen. Luhrmann versetzt die Szenerie zusätzlich mit einer gehörigen Portion religiösem Kitsch, nutzt die Qualitäten von Licht und Schatten bis ins Extreme und filmt gar während eines Hurrikans, um die perfekte Stimmung herzustellen. Musik von Bands wie Garbage, Radiohead, den Cardigans oder Schmusesängerin Des'ree holen die Story in die Gegenwart und machen aus ihr die Liebesgeschichte für die MTV-Generation – rasche Bildschnitte inklusive.

Es ist ein modernes Märchen, das der Australier erzählt. Die berühmte Geschichte zweier Liebender, eine Geschichte aber auch über Medien, Drogen und Gewalt. Der Chor, der zu Beginn von Shakespeares Text in die Szenerie einführt, mutiert zur TV-Nachrichtensprecherin, die von der Fehde zwischen Capulets und Montagues erzählt. Aus den beiden Grossfamilien macht Luhrmann Gangs, die sich gegenseitig bekämpfen. Dafür liess er spezielle Pistolen kreieren, deren Namen sich an die Waffen des 16. Jahrhunderts anlehnen: Die Schusswaffen werden hier zu Dolch oder Schwert, entsprechend beschriftet und immer wieder per Nahaufnahme ins Bild gerückt.

Ein lauter und schriller Film, der auch die Romantik nicht zu kurz kommen lässt – unvergessen die Poolszene, die unmittelbar auf die textverbürgte Balkenszene folgt.

Neues und Altes verbinden, das hat Luhrmann mit diesem Film tatsächlich geschafft. Und wer ihn belächelte ob der dröge wirkenden Stoffauswahl, der wurde Lügen gestraft: «William Shakespeare's Romeo + Juliet» spielte weltweit 147 Millionen Dollar ein, ein stattliches Ergebnis. Ein Glück ist der Film vielleicht auch für all die Englischlehrer dieser Welt, die ihre Schülerinnen seither mit Leonardo DiCaprio zu Shakespeares Jamben verführen können. tageswoche.ch/+co8om x

Beschimpf mich nicht als Nuller!

von Hans-Jörg Walter

Da kommt kürzlich einer angeschlichen und posaunt beim ersten Ton: «Du bist ja so Nuller!» Nicht nur eine Null, sondern gleich mehrere? Fünfmal Null ist immer noch Null.

Was meint der genau? Etwa die Nullerjahre? Soso und naja. Das sitzt: Eine Beleidigung mit der ödesten Dekade, seit ich Zeit erleben kann. Eine Dekade, die gross angekündigt wurde und nichts eingelöst hat.

Wenige Minuten nach dem Silvester 2000 wurde uns damals schon bewusst, dass es ein Jahrzehnt der uneingelösten Prophezeiungen werden wird. Der grosse angekündigte Computercrash blieb aus, alles funktionierte reibungslos.

Und dann? Ging es noch anderthalb Jahre bis etwas Grosses passierte: 9/11, das grösste Mediendrama aller Zeiten.

Die folgenden Höhepunkte sind schnell aufgelistet:

- Napster, Google, Youtube.
- Bio wird chic.
- Botox, Riesenbrüste, Haartransplantationen.
- Tattoos für alle (nicht mehr nur über dem Gesäss, sondern überall).
- Bundesrat Blocher inklusive grandioser Abwahl.
- Guy Morin (ähh).

Und sonst? Die Popmusik wurde nur noch langweiliger, in der Kunst wurden die Künstler erfolgreich von den Kuratoren besiegt, und das papierlose Büro produzierte so viel Papier wie noch nie.

Wer will da noch ein Nuller sein?

Das Internet war dasselbe wie heute, einfach noch nicht smart und mobil. Facebook war noch nicht im Altersheim angekommen, jeder Depp liess sich einen Blog aufsetzen und hörte nach durchschnittlich acht Postings wieder auf.

Ja. Und natürlich die Finanzkrise. Uff, die nächste kommt bestimmt.

So. Und mit dem allem werde ich beschimpft?

Also: Sag mir nie mehr Nuller, sonst kriegst du eine voll auf die Zwölf.

tageswoche.ch/+nx3ve x

Lüttich, das eigentlich Liège heisst, ist bei uns wenig bekannt, erweist sich aber als Perle des belgischen Savoir vivre.

Maigret auf der Spur

von Jonas Schmid

Der erste Wow-Effekt überwältigt uns schon bei der Ankunft: Der Bahnhof Liège-Guillemins des spanischen Stararchitekten Santiago Calatrava ist spektakulär: Wie ein mächtiges Gerippe stützen 39 weisse Stahlbögen eine auf- und abschwingende Kuppel, eine riesige Welle, die sich über knapp 200 Meter erstreckt. Calatrava, der sein Bahnhofsbau-Können in Zürich-Stadelhofen bereits andeutete, stellt es in der walonischen Metropole in vollendeter Form unter Beweis.

Der Weg vom Bahnhof ins Zentrum zieht sich leider etwas in die Länge. Klüger wäre es gewesen, in Guillemins auf einen Regionalzug umzusteigen und bis Liège-Palais weiterzufahren, von wo aus wenige Schritte in die Innenstadt führen. Nimmt man Guillemins als Ausgangspunkt, führt die Strecke Richtung Altstadt entlang der träge fließenden Maas, flankiert von schmuddeligen Häuserzeilen. Lüttich, früher ein Mittelpunkt der Schwerindustrie, deren glimmende Schmelzöfen der Stadt auch den Namen «Cité ardente» (glühende Stadt) einbrachten, verarmte nach dem Zusammenbruch des Kohlebergbaus. Derzeit erlebt die Stadt jedoch eine Renaissance und mausert sich zum modernen Dienstleistungszentrum.

Der Everest von Bueren

Je näher die Altstadt rückt, desto öfter weichen Industrielandschaften geschichtsträchtigen Bauten und herrschaftlichen Stadthäusern. Schliesslich steht man vor dem Palais des Princes-Évêques, dem ehemaligen Bischofspalast. Dieses emblematische neoklassizistische Gebäude wurde im Laufe der Jahrhunderte ständig erweitert und ist heute Sitz der Regionalregierung und der Justiz. Auf der gegenüberliegenden Seite steht das 1714 erbaute barocke Rathaus mit seinen wappengeschmückten Giebeln.

Eine besondere Attraktion ist die Treppe Montagne de Bueren. Wer die sportliche Herausforderung annimmt und

ihre 374 Stufen erklimmt, wird mit einem herrlichen Ausblick belohnt. Etwas extremer ist die Veranstaltung «L'everest de Bueren», die diesen Sommer zum zweiten Mal stattgefunden hat: 132-mal müssen die Athleten treppauf und -ab steigen und so 8850 Höhenmeter, also die Höhe des Everests, bewältigen.

Wer sich nun etwas ausruhen will, dem bieten sich dafür die adretten Cafés an der Place de la marché an. Unter lauschigen Kastanienblättern nippt man hier an einem der weltberühmten belgischen Biere. Zu empfehlen ist das «Triple Karmeliet», ein blond-crémiges Bier mit fruchtigem Geschmack. Gleich um die Ecke kommen Liebhaber von Süssegebäck und leckeren Gaufres bei «Saperlipopette» auf ihre Kosten.

Für belgisches Flair und Lebenslust steht auch das Viertel Outremeuse, das auf einer Insel in der Maas liegt. In jeder Strasse finden sich kleine Restaurants mit attraktiven Speisen. Ausserdem stösst man

hier auf die Spuren des wahrscheinlich bekanntesten Lüttichers, des Krimiautors und Maigret-Erfinders Georges Simenon. Obschon Simenon die meiste Zeit im Ausland lebte, lässt er seinen Kommissar Maigret mit Vorliebe in Outremeuse ermitteln. Touristen können während eines zweistündigen Spaziergangs mit Audioguide die Schauplätze der Verbrechen besuchen.

Wer den Tag in der Bar «Le pot au lait» ausklingen lässt, ist endgültig auf dem Lièger Olymp angekommen. Die Bar mit ihrem einzigartigen Dekor gilt als echter Geheimtipp: Gefühlt tausendmal kommt man hier vorbei und entdeckt jedes Mal ein neues originelles Kunstwerk. Die Bar ist in den frühen Abendstunden der Mittelpunkt des studentischen Lebens, bevor sich dieses später ins Carré verabschiedet, ein Geflecht aus engen Gassen mit überlauten Kneipen mitten im Stadtkern. Am Wochenende macht da manch einer die Nacht zum Tag.

tageswoche.ch/+wq2ew

Anreisen

Der Hochgeschwindigkeitszug Thalys fährt fünfmal täglich von Köln nach Liège.

Ausspannen

Am ersten Samstag im Oktober erhehlen 15 000 Kerzen die Montagne de Bueren. Dazu gibt es Musik auf der Strasse, Theatervorstellungen und offene Türen.

Ansehen

100 Jahre 1. Weltkrieg: Ausstellung im Bahnhof Liège-Guillemins und Musée de la vie wallonne bis 31. Mai 2015, Öffnungszeiten: täglich von 9.30 bis 18.30 Uhr.

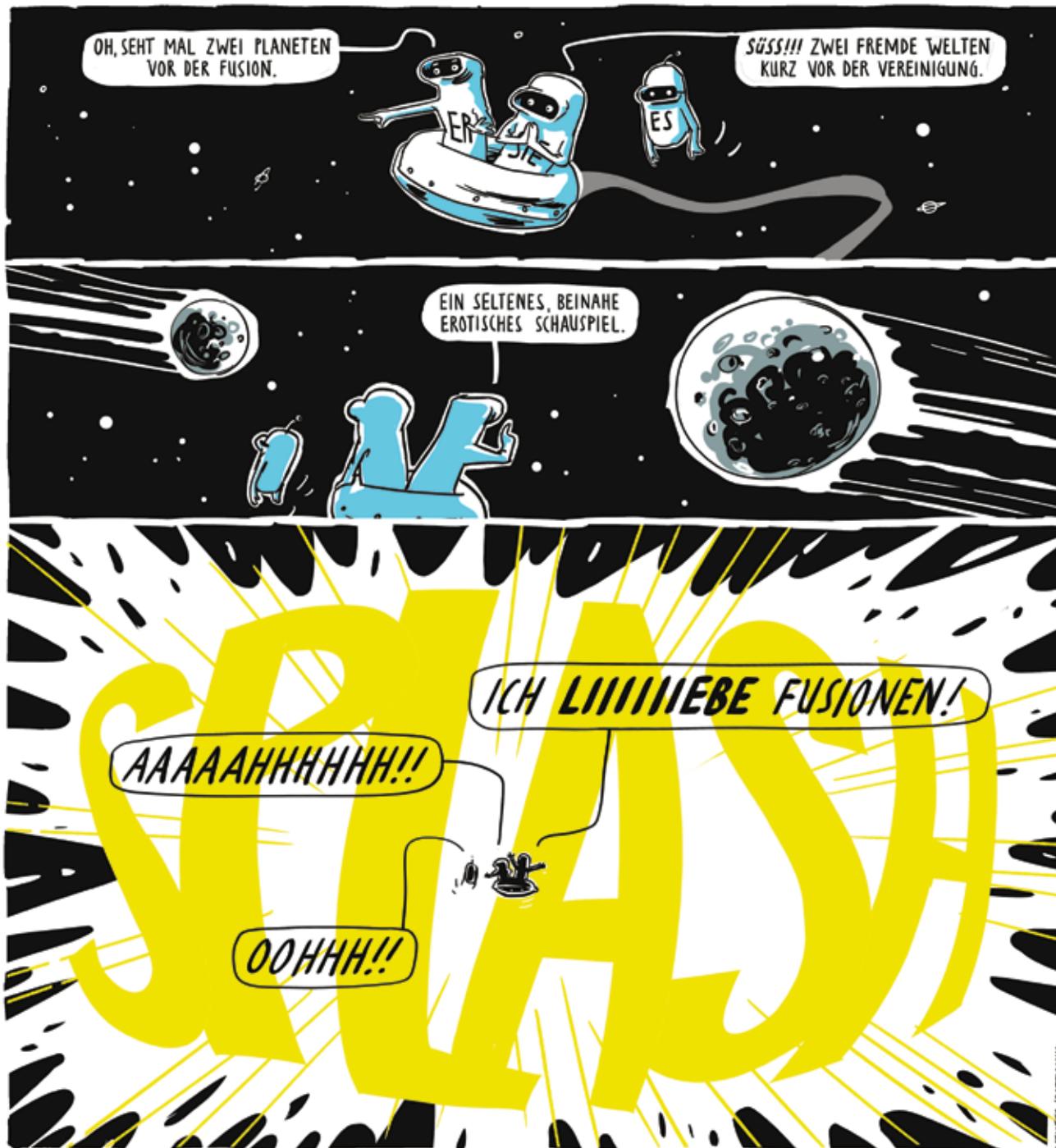
Auf dem Weg ins Zentrum passiert man zahlreiche Bausünden.

FOTO: JONAS SCHMID





IN DIESER WOCHE: TOGETHER FOREVER.



Impressum

TagesWoche
4. Jahrgang, Nr. 38;
verbreitete Auflage:
24 735 Exemplare.
(Verlagsangabe, weitere Infos:
tageswoche.ch/+xrfsp),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

Chefredaktion
Dani Winter (Redaktionsleiter),
Remo Leupin (Leiter Print)
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Amir Mustedanagic
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Renato Beck, Felicitas Blanck
(Community-Redaktorin),
Tino Bruni (Produzent),
Brendan Bühler (Praktikant),
Yen Duong, Daniel

Faulhaber (Praktikant),
Karen N. Gerig, Simon Jäggi,
Christoph Kieslich,
Valentin Kimstedt,
Marc Krebs,
Hannes Nüsseler (Produzent),
Matthias Oppliger, Florian Raz,
Jeremias Schulthess,
Livio Marc Stöckli
(Multimedia-Redaktor)
Redaktionsassistentz
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Petra Geissmann,
Daniel Holliger
Bildredaktion
Nils Fisch

Korrektorat
Irene Schubiger,
Martin Stohler,
Dominique Thommen
Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Verlag
Olivia Andrighetto,
Tel. 061 561 61 50,
info@neuemedienbasel.ch
Geschäftsleitung
Tobias Faust
Leitung Werbemarkt
Kurt Ackermann

Werbemarkt
Cornelia Breij, Felix Keller,
Hana Spada,
Cheryl Dürrenberger
(Assistentz), Tel. 061 561 61 50
Abonnemente
1 Jahr: 220 Franken
(50 Ausgaben), 2 Jahre:
420 Franken (100 Ausgaben),
Ausland-Abos auf Anfrage.
Alle Abo-Preise verstehen sich
inkl. 2,5 Prozent Mehrwert-
steuer und Versand Schweiz
Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel

Ukraine-Hilfe



Hieber's große Spendenaktion

Das Unternehmen Hieber wird aktiv und will gemeinsam mit Ihnen eine große Spendenaktion starten. Im Zeitraum vom 15.9. bis zum 4.10.2014 können von Ihnen in allen Hieber Märkten „mit Nahrungsmitteln fertig gepackte Stofftaschen“ gekauft und gespendet werden. Pro Tasche legt die Firma Hieber noch einen glatten Geldbetrag dazu. Die Spendenaktion wird gemeinsam mit der gemeinnützigen Gesellschaft „S'Einlädele“ aus Freiburg durchgeführt.

Weitere Informationen unter www.seinlaedele.de oder www.hieber.de

Kaufen Sie eine Tasche für nur **10.-** ... und Hieber legt oben drauf **5.-**

Ablauf: Die Taschen werden unmittelbar in den Märkten gesammelt und nach dem Ende der Aktion wird ein LKW zu einem Einsatz in die Ukraine geschickt. Die Spendenaktion wird gemeinsam mit der gemeinnützigen Gesellschaft „S'Einlädele“ aus Freiburg durchgeführt, welche schon mehrere Male in der Ukraine war und hier bereits einige Hilfsprojekte ins Leben gerufen hat. Hier werden wir auf die Kenntnisse der Gesellschaft vor Ort setzen, sodass die Hilfe bei den Menschen auch tatsächlich ankommt.

Hieber's Frische Center

AZA
CH-4001 Basel
PP/Journal

TagesWoche 061 561 61 61

Post CHAG

ANZEIGE



CITYLEBEN AM PARK: WWW.LIVIN-ERLENMATT.CH

Single- bis Familienwohnungen in Basel

JETZT MUSTERWOHNUNG OFFEN | BEZUG FRÜHJAHR 2015

GRIBI VERMARKTUNG AG | VERMIETUNG
061 690 40 85 | livin@gribi.com | www.livin-erlenmatt.ch

Eine Liegenschaft mit



GRIBI

CHANGING REAL ESTATE